

Moderner
Philosophie

Darwin

Seine Bedeutung im Ringen
um Weltanschauung und
Lebenswert

Sechs Aufsätze von
Wilhelm Bölsche
Bruno Wille
Edward David
Max Apel
Rud. Benzig
Fried. Naumann

Buchverlag d. Hilfe G.m.b.H.
Berlin-Schöneberg

Moderne Philosophie / Herausgegeben von
Dr. Max Apel, Dozent der Philosophie an
der „Freien Hochschule Berlin“ / Band 4

Darwin

seine Bedeutung im Ringen um
Weltanschauung und Lebenswert

6 Aufsätze

Wilhelm Bölsche, Darwins Vorgänger
M. Apel, Darwinismus und Philosophie
B. Wille, Wie die Natur zweckmäßig bildet
E. David, Darwinismus u. soz. Entwicklung
Rudolph Penzig, Darwinismus und Ethik
Fr. Naumann, Religion u. Darwinismus

Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H.
Berlin - Schöneberg □□□□□□ 1909

Den Umschlag zeichnete Adolf Amberg

1.—10. Tausend

Vorwort

Um den hundertjährigen Gedenktag der Geburt Darwins zu ehren, haben sich die sechs Verfasser der folgenden Aufsätze zusammengetan. Die ersten fünf Themen sind zugleich in einem Vortragszyklus der „Freien Hochschule Berlin“ ausführlicher behandelt, doch werden den Hörern die gedruckten Skizzierungen eine willkommene Orientierung darbieten.

Unmöglich kann bei Fragen der Weltanschauung dogmatische Übereinstimmung gefordert werden; handelt es sich doch hier um ein Letztes, Persönlichstes, um ein Bekenntnis, das nur dann sich zu voller Wirksamkeit entfalten kann, wenn es heraufkommt in ungebundener, freiester Überzeugung aus der Tiefe der Menschenseele.

Der Herausgeber Max Apel



Digitized by the Internet Archive
in 2020 with funding from
University of Toronto

Wilhelm Bölsche / Darwins Vorgänger

Es gibt heute eine gewisse literar-historische Richtung, die am liebsten jegliche Persönlichkeit ausschalten möchte. Die Geistestat eines Menschen wird geschildert bloß als das Ergebnis aus so und so viel Vorgängern. Gib mir die Einflüsse, die ein Mensch erfuhr, und du hast seinen Inhalt. Wenn er umgekehrt dir einen solchen Inhalt bietet, so muß deine Aufgabe sein, diese Einflüsse nachzuweisen; dann hast du dein Werk als wissenschaftlicher Historiker getan.

Es scheint diese Methode zu stützen, daß auf der kleinen Spanne, die eigentlich unser dokumentarisch überliefertes Geistesleben nur umfaßt, wirklich bis zu gewissem Grade beständig Wiederholungen auftauchen. Ähnliche Ideen klingen immer wieder da, dort neu an. Gleiche Wegrichtungen werden eingeschlagen, gleiche Stoffe gewählt: sie führen zu einem Parallelismus der Erfolge wie der Irrtümer. Was liegt näher, als zunächst hier immer einen wirklichen Zusammenhang zu vermuten. Wer einen Gedanken, ein Bild, eine Form gefaßt hat, wird irgendwo dazu gebracht worden sein; irgendwo wird er sie als Anregung erhalten haben. Das gilt es bloß aufzuspüren.

Darwin ist nun ein sehr hübsches Exempel, wie weit oder wie kurz sich eine solche Auffassung konsequent durchführen ließe. Wenn man den Kern seiner Ideen, wenn man seine Rolle in der Geistesgeschichte, die von diesem

Ideenkern und seinem Erfolge abhängt, losgelöst von seinem Leben anschaut, so ist nichts dabei, was nicht irgendwie schon Vorgänger gehabt hätte. Keiner hat das bescheidener dargelegt als er selbst in der „Historischen Skizze“, die er seiner berühmten „Entstehung der Arten“ hinzugefügt hat. Aber man hat auf Schritt und Tritt gerade hier doch das Gefühl, daß er sich zum Historiker seiner Sache macht, weil sie seine Sache ist und lange, nachdem sie es geworden.

Auf alle eigentlich eklatantesten Fälle, nämlich die, wo es sich um Vordenker der speziellen Theorie der „natürlichen Zuchtwahl“ handelt, ist er erst nachträglich, lange nach eigener Konzeption dieser Theorie, aufmerksam gemacht worden; Leute, die sein Buch mit der Theorie gelesen hatten, haben ihn darauf aufmerksam gemacht, ältere noch lebende Besitzer einer entsprechenden Theorie sich selbst daraufhin bei ihm gemeldet.

Von den früheren bedeutenden Vertretern des allgemeinen Entwicklungsgedankens hat Lamarck, der diesen Gedanken um die Zeit von Darwins Geburt schon auf die gesamte Tier- und Pflanzenwelt angewandt hatte, bei einer nur ganz gelegentlichen und indirekten, oberflächlichen Berührung so abschreckend durch seine Beweismethode auf ihn gewirkt, daß hier höchstens von einem negativen Einfluß zu reden wäre. Noch auffälliger, aber ebenso wahr ist, daß sein eigener Großvater Erasmus Darwin, der lange noch wieder vor Lamarck dem Entwicklungsgedanken in großen Lehrgedichten sehr anschaulich gehuldigt hatte, in den entscheidenden Jahren nach dieser Seite ihn nicht näher interessiert und ihm nichts geboten hat; genauer beschäftigt hat er sich mit dem Leben und den Meinungen dieses geistreichen Ahnherrn auch erst in ganz später Zeit, als die Theorie längst in der Welt Lärm gemacht hatte. Zu Kant, zu der deutschen Naturphilosophie, zu Goethes Ideen hat er in den Stunden seiner maßgebenden Gedankenkrisis absolut

keine Beziehung gehabt, und selbst später hat er kaum einen flüchtigen Streifblick hier herübergeworfen.

Die wesentlichen äußeren Einflüsse dagegen, die ihn wirklich gefördert und in bestimmten Punkten durch fortwaltende Logik „gemacht“ haben, lagen ganz wo anders, als bei all diesen tatsächlichen ideellen „Vorgängern“. Einerseits haben ihn Beobachtungen vor realen Objekten geleitet, Objekten, die aber teils noch nie ein Forscher vor ihm als solche hatte erleben können (wie gewisse Details der Paläontologie Südamerikas und der Zoologie der Galapagosinseln), weil er sie überhaupt erst entdeckt hat, teils (wie die Ergebnisse der künstlichen Zucht neuer fester Varianten bei den praktischen Tauben- und Kaninchenzüchtern) noch nie ein Fachbiologe vor ihm ordentlich studiert hatte. Andererseits ist für ihn die Schule des Geologen Lyell indirekt entscheidend geworden, die nach der Intention ihres Urhebers zunächst mit biologischer Entwicklungslehre nicht das mindeste zu tun hatte; ganz neu, wie diese Schullehre einer jungen geologischen Ära damals war und aufs äußerste zunächst selber befehdet, wie sie anfangs war, hat Darwin als Geolog sie selbst übrigens erst recht durchführen und beweisen helfen, so daß sein Einfluß auf sie in der Öffentlichkeit mindestens so groß gewesen ist, wie der ihre auf ihn.

Von eigentlich „alten“ Einwirkungen ist nur eine einzige zu verzeichnen, und die irrt noch wieder auf ein ganz fremdes Gebiet ab. Wie er selbst berichtet hat, ist ihm in der entscheidendsten Krisis das Buch des alten Malthus von 1798 über das Gesetz der menschlichen Bevölkerung bedeutsam geworden. Wie heute allgemein bekannt, stellte Malthus als nationalökonomischen Grundsatz (er war Professor der Volkswirtschaft zu Oxford) hin, daß die Kopfszahl der Menschen bei normaler Vermehrung weit- aus rascher zunehme, als daß die Produktion der nötigen Nahrungsmittel nachkommen könne; es sei also eine be-

ständige Regulierung durch den groben unterdrückenden Faktor der brutalen Not selber einerseits und andererseits durch freiwillige Enthaltbarkeit unerläßlich. Ein großer Teil der modernen Nationalökonomien hält dieses „Malthusische Gesetz“ in seiner Anwendung auf unsere Kultur für vollständig irrig. Er muß also annehmen, daß Darwin sogar durch eine Behauptung, die ein Mißverständnis proklamierte, auf seine richtige Zuchtwahltheorie geleitet worden ist. Jedenfalls war es aber eine nationalökonomische Behauptung, stammte also aus einem Wissenszweige, den erst Darwins Lehre selbst nachträglich einigermaßen zu einem Kapitel der allgemeinen Biologie gemacht hat. Die Nutzenanwendung auf das Tier- und Pflanzenreich: daß auch dort der Kampf ums Dasein fortgesetzt einen riesigen Prozentsatz der Individuen wieder austilge und daß (hier setzt der eigentliche Darwinsche Zuchtwahlgedanke ein) dabei stets die passendsten, im Sinne der Anpassung tüchtigsten Varianten unter diesen Individuen die größte Chance dauernder Erhaltung hätten, — diese Nutzenanwendung hat ja ihre durchaus logische Kette, aber zugleich auch einen ganz individuellen Weg, den von hier herüber mitten in das größte Problem der Biologie hinein zweifellos noch nie jemand so genommen hatte. Es ist gewiß interessant, daß Darwin, dem man so oft vorgeworfen hat, er wolle mit Gesetzen der Tier- und Pflanzenwelt den Menschen meistern, gerade von einem vermeintlichen Gesetz des Menschenhaushalts aus seinen größten Erklärersprung in die Tier- und Pflanzenwelt hinein getan hat. Gerade so fühlt man aber auch am deutlichsten, wie wenig rein naturforschende biologische Vorgänger für ihn hier in Betracht kommen können.

Zu den „Mythen“ des Darwinismus gehört auch, daß Darwin sich erst lange Jahre nach der Veröffentlichung seines Hauptwerks durch den Vorgang seiner Schüler Huxley, Vogt und Haeckel habe nötigen lassen, die letzte Konsequenz der Lehre für die tierische Abstammung des

Menschen zu ziehen. Tatsächlich betonte bereits ein Satz jenes ersten Hauptwerks, daß durch die neue Theorie „Licht“ auf den „Ursprung der Menschheit“ fallen werde; dieser Satz ist damals nur in der weitverbreiteten ersten deutschen Ausgabe von dem Übersetzer Bronn willkürlich fortgelassen worden.

In diesem Sinne kann man Darwin also geradezu als das Muster eines schöpferischen Genius anführen, solange man von ihm als Persönlichkeit redet. Seine Vorgänger haben ihn nicht gemacht. Durchaus aber bleibt dabei bestehen, daß es solche Vorgänger gegeben hat, und sogar sehr zahlreiche.

Ja, es handelt sich bei Darwins Ideen nicht so sehr mehr bloß um einzelne Vorläufer, sondern es handelt sich — und das ist für viele Hörer vielleicht das Überraschendere — um ganze wissenschaftliche Zeitströmungen, die ihnen je nachdem näher kamen oder ferner vorbeigingen.

Als Darwin anfangs der Achtziger seines Jahrhunderts starb, durfte man wohl sagen, daß die Entwicklungslehre in seiner Fassung wissenschaftlich gesiegt habe auf der ganzen Linie. Das war erreicht worden in nicht ganz fünfundzwanzig Jahren. Die „Entstehung der Arten“ ist 1859 erschienen. Der Erfolg in so kurzer Spanne mußte als ein ungeheurer wirken, wenn man davon ausgehen dürfte, daß alle biologischen Grundmeinungen in allen vorausgehenden Jahrhunderten die natürliche Entwicklung der Lebewesen bis zu diesem Jahre 1859 konsequent abgelehnt hätten und daß also Darwins Auftreten einen absoluten Anfang mit radikalstem Umschwung bedeutete. Diese Annahme ist aber irrig.

Gehen wir über jenen Termin von 1859 nochmals rund fünfundzwanzig Jahre zurück, so bemerken wir dort allerdings etwas wie einen Höhepunkt einer solchen Ablehnung der Entwicklungsidee, dessen Wirkungen an Schroffheit kaum zu wünschen übrig lassen. Gehen wir aber ein zweites

Mal solche fünfundzwanzig weiter, also bis nahe an den Anfang des Jahrhunderts, so ändert sich die Sache gründlich: wir gewahren dort wieder eine allgemeine Hinneigung zu der Idee, ein bereits wissenschaftliches Entgegenkommen. Abermals eine gewisse Epoche weiter zurück, verliert sich dann wieder dieses Wohlwollen und macht einer erneuten Absage oder besser noch gesagt, einem Indifferentismus Platz, wobei wir uns aber jetzt bereits Zeiten nähern, wo die Biologie als selbständige Wissenschaft mit eigenen Lehrmeinungen und freien Stellungnahmen mehr oder minder überhaupt zu schwanken, zu verschwimmen beginnt. Sie verschwimmt in dogmatischer Theologie und allgemeiner Philosophie. Im Kampf dieser letzteren Geisteskräfte selbst sehen wir aber auch dann noch und über zwei Jahrtausende mindestens zurück das Für und Wider in leichteren Kurven weiterspielen.

Dieses allgemeine Spiel ist ungemein wichtig, und nur wenn man ihm folgt wird man auch den Personen gerecht. Nur mit ihm kommt man zu einer wahren Vorgeschichte des Darwinismus, die auch der Tat des Genius in Darwin nicht Zauberei und Bergeversehen zuzuschreiben braucht.

Die gangbare Annahme, die Darwin selbst schon in jener historischen Skizze vertreten hat, ist, daß die ältesten „darwinistisch anklingenden“ Gedanken sich in der antiken griechischen Philosophie fänden. Diese Antike ist nun allerdings nicht so alt und so ursprünglich, wie sie aussieht. Sie bildet vielmehr nur die erste uns noch zugängliche Epoche, wo wir menschliches Denken bei der frischen, unbefangenen, revolutionären Neuarbeit sehen, wo wir es im vollen Fluß sehen. Den großen religiösen Denkersystemen besonders des Orients, die durchweg schon in mehr oder minder starken Formen der Versteinerung an diese kecke Griechenperiode heranragen, ist zweifellos überall eine eben solche intensive Epoche des Denkflusses, wo alle Probleme noch offen miteinander disputierten, vorausgegangen,

wir sehen bloß nicht mehr so deutlich hinein. Ganz besonders in den indischen Lehren empfindet man aber noch, wie auch mit dem Gedanken stufenweiser und natürlich geregelter Entwicklung aufs allertiefste einmal gerungen worden ist und wie dieser Gedanke als Goldfluß doch auch bis in die letzte Mischung, die dann auf Jahrtausende hin erstarrte, hineingekommen ist. Speziell in der babylonisch-jüdischen Fassung des religiösen Weltgedankens ist er im Gegensatz freilich früh um so stärker erstickt worden, und das sollte — bei dem ungeahnten abendländischen Späterfolge grade dieses Stückes Urorients, der in den Griechentagen erst noch bevorstand — für die Entwicklungsfrage später auf lange hin die einseitigsten Gegenfolgen haben.

Doch einerlei: in unserem hellen Erkenntnislicht ist der Grieche der erste unbefangene Neufraßer und Neuantworter auch vor dieser Frage. Eine echte Biologie im heutigen Sinne, wohlverstanden, existierte damals überhaupt noch nicht. Auch der griechische Philosoph löst alles mit logischer Spekulation. In die Linie solcher logischen Wahrscheinlichkeit gerät nun auch das natürliche Werden der Welt ohne Göttereingriff. Thales läßt die ganze Natur aus den Wassern steigen. Das „Wasser“ wird dabei zugleich im Sinne einer Samensflüssigkeit als Zeugungselement genommen. Wie der Frosch als Kaulquappe im Wasser lebt, so läßt Anaximander die Menschen der Urzeit in fischhaften Larvenhäuten den Ozean bevölkern. Der Einfall war nicht so sehr weit hergeholt und paradox für die Zeit, wenn man an die zahlreichen orientalischen Mythen von Fischmenschen und an eine primitive Zoologie von damals denkt, der jede Robbe und Seekuh noch eine Art Meerweibchen war. Aber in der Tradition ist er doch ein Ausgangspunkt geworden, man hat ihn nicht wieder vergessen. Der Mensch war einmal ein Fisch! Goethe hat ihn in der „Klassischen Walpurgisnacht“ im zweiten Teil des „Faust“ benutzt, um allerlei entwicklungsgeschichtliche Gedanken, wie sie ihm

geläufig waren, in den Text hinein zu „geheimnissen“. Goethe selber ahnte dabei noch nicht, was wir heute wissen: daß der Mensch jetzt noch als Embryo im Mutterleibe die Kiemenspalten anlegt, die einst die fischhaften Ahnen des Menschengeschlechts wirklich zeitlebens besessen haben.

Das war die Möglichkeit einer Entwicklung. Wie aber hatte die Entwicklung zu so auffällig zweckmäßigen Organismen führen können, zu so glänzenden Anpassungen an die Bedürfnisse des Lebens? Es sind zu Anfang alle Sorten von organischen Verbindungen entstanden, planlos zweckmäßige und unzweckmäßige; aber nur die zweckmäßigen konnten sich erhalten, die unpassenden gingen wieder unter. So löst Empedokles die Frage. Und man sieht, obwohl seine Exempel im einzelnen kindlich sind, sofort, daß der griechische Denker hier das Prinzip der „natürlichen Zuchtwahl“ logisch erfaßt hat. Die Stelle ist uns dadurch aufbewahrt worden, daß Aristoteles gegen sie polemisiert. So stand auch diese Sache also schon damals zu lebhafter Debatte, mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt! Wenn damals, etwa in Alexandrien oder eine Weile später in Rom, die Biologie als Wissenschaft sich ordentlich etabliert hätte, so hätte an die Frische solcher Debatten sehr wohl unmittelbar eine darwinistische Ära in dieser Wissenschaft anknüpfen können.

Statt dessen ging die Geistesentwicklung zunächst aber ganz andere Wege. Das Römertum brachte nur eine kurze Renaissance der griechischen Philosophie, in deren Mittelpunkt allerdings der größte römische Denker, Lukretius, noch einmal alle Probleme, auch das der Zuchtwahl, in einen Brennpunkt sammelte, in dem sie mehr als anderthalb Jahrtausende später unverfehrt wieder aufgefunden werden konnten. Dann jedoch kam die Ära der christlichen Dogmatik, die den Begriff des langsamen Werdens überall konsequent durch den des Schaffens und der plötzlichen wunderhaften Wandlung ersetzte und den Zweckumweg der

Zuchtwahl ebenso ersetzt durch die unmittelbare Teleologie des persönlichen Schöpfers. Dieser Ideenbau, imposant, wie er in sich allmählich auch wurde, nahm von der antiken Philosophie nur die Teile, die er brauchen konnte, und das waren im allgemeinen nicht Gedanken des Empedokles oder Lukretius. Wo allerdings doch einmal auch dazu ein Anlaß kam, war man besonders in der noch regsameren älteren Zeit gelegentlich recht skrupellos. Als für den heiligen Augustinus einmal die Frage auftaucht, woher die einsamen Inseln im Weltmeere, die doch Noah nicht alle besuchen konnte, nach der Sintflut ihre Tiere und Pflanzen wiederbekommen hätten, besinnt er sich auf die alten naiven Werdetheorien und meint, sie möchten sich wohl neu durch Urzeugung aus der Erde gebildet haben.

So eng beieinander wohnten damals noch die Gedanken. Man muß denken, daß noch bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein die gesamte Wissenschaft wie Theologie sich glatt mit dem Glauben abfand, der Bandwurm entwickele sich jedesmal heute noch im Menschen durch solche Urzeugung. Für die antike wie mittelalterliche Vorstellung, die der Glaube nie antastete, da es auch die Anschauung gewisser biblischer Erzählungen war, entstanden die Maden so aus dem faulenden Fleisch, ja Flöhe und Läuse aus einfachem Unrat. Der scharfe Protest der heutigen Orthodoxie gegen jegliche Urzeugung selbst in entlegenen geologischen Tagen ist in diesem Sinne durchaus nicht alte echte Kirchenlehre, sondern er geht (ohne sich dessen allerdings bewußt zu sein) tatsächlich erst Hand in Hand mit den ganz modernen Forschungen Küchenmeisters und Leuckarts über die Bandwürmer und der modernen Bakteriologie.

Solange man eine solche gelegentliche Urzeugung aber noch neben dem großen biblischen Schöpfungswerk festhielt, ist auch die antike Werdeidee nie ganz ausgestorben gewesen, sie lag als allgemeine Erklärung nur gleichsam

latent im Wartestand. Jene Frage, die Augustinus friedlich bewegt hatte, wurde dann von neuem akut und viel brennender diesmal, als zu den „Inseln im Ozean“ Amerika trat. Amerika kam nicht in der Bibel vor, und so blieb offen, ob seine reiche Tier- und Pflanzenwelt auch von dem ersten Schöpfungsakt, wie ihn die Bibel gab, stammten. Wenn die Urzeugungshypothese hier nicht mehr benutzt wurde, so stellte sich doch die andere Vermutung diesmal wie etwas völlig Harmloses auch bei durchaus bibelfesten Leuten ein: daß hier ein später Ableger der gottgeschaffenen altweltlichen Lebenswelt vorliege, der gelegentlich in das ferne Land von drüben eingewandert sei und sich dort entsprechend den Landesbedingungen so verändert habe, daß er uns total neu erscheine. Wenn man das aber zugab, so lag nahe, daß auch in entlegeneren altweltlichen Gebieten solche Umwandlungen seit Paradies und Sintflut stattgefunden haben könnten. Am Ende hatte Gott anfangs nur ein paar Grundtypen der Tier- und Pflanzenwelt ursprünglich direkt erschaffen, die ganze Masse der bestehenden Formen hatte sich dagegen erst durch natürliche Entwicklung nachträglich selbsttätig davon abgezweigt! Die Arche Noäh wurde so entlastet! Solche Ansichten waren in den ersten beiden Jahrhunderten nach Columbus vielfach verbreitet und erfuhren damals vollkommene Billigung seitens der orthodoxen Theologie. Die Form, in der heute der streng orthodoxe Jesuitenpater Wasmann den Darwinismus öffentlich anerkannt hat (unter Vorbehalt nur einzelner ursprünglich dirigierender Schöpfungsakte), entspricht genau nur wieder der Haltung der katholischen Kirche von damals, bloß daß man damals darin absolut nichts Besonderes sah; man hatte noch nicht kennen gelernt, wohin die Konsequenzen dieser Dinge schließlich doch auch für die letzten paar Schöpfungsakte führen könnten, wenn man sie noch wieder mit der Urzeugungsidee hier verknüpfte.

Inzwischen begann in diesen zwei Jahrhunderten aber auf andern Gebieten bereits das große Reinigungsgewitter gegenüber dem ganzen christlich-theologischen System überhaupt. Die großen astronomischen Funde schossen die erste Bresche.

Auch an sie knüpften sich gleich anfangs recht seltsame Forderungen hinsichtlich der Schöpfungsgeschichte. Kepler beschrieb die neu entdeckten Ringgebirge des Mondes als Wohnstätten der Mondbewohner. Giordano Bruno, der erfaßt hatte, daß alle Fixsterne Sonnen seien, verkündete die Existenz zahlloser Menschheiten auf zahllosen Sternen des Alls. Unmöglich konnte es sich hier doch noch um Nachkommen von Adam und Eva handeln. Wie stand es für sie mit dem Sündenfall?

Diese und andere Einzelfragen verschwammen aber bald in der Hauptsache: daß überhaupt eine neue Epoche des trozigen Selbstphilosophierens neben und außerhalb der Theologie wieder begann, die erste wieder seit dem Untergang der Antike. Eine heftig gärende Unzufriedenheit mit dem alten, immer mehr erstarrten kirchlichen Weltbilde begleitete sie überall.

Gleichzeitig konstituierten sich aber gerade jetzt zum ersten Male auch die eigentlichen naturwissenschaftlichen Forschungszweige einer nach dem andern als feste, innerlich mehr und mehr unabhängige, bloß auf Forschungsideale eingeschworene Wissenschaften, die ebenfalls neben die Theologie traten, anstatt in ihr zu stehen. Anfangs beeinflusst sie die Theologie zwar noch wie eine allnährende Mutter. Dann aber geht das immer deutlicher, wenn auch zunächst friedlich, getrennte Wege. Zuerst habilitieren sich Mathematik, Astronomie, Physik so. Sie führen alle den theologischen Schöpfer formell noch im Munde, benutzen aber, um das spätere Wort von Laplace zu gebrauchen, „diese Hypothese“ tatsächlich immer weniger. Wesentlich später kommen Zoologie und Botanik in eine feste Methode.

Ganz zuletzt die für Darwin selbst dereinst so entscheidende Geologie.

Das ist die Situation etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo jene erwähnte Kurvenreihe beginnt.

Linné, mit dem die methodische Zoologie und Botanik in unserm modernen Sinne doch wesentlich erst eingesetzt haben zwischen 1707 und 1778, steht hinsichtlich der Entstehung der Tier- und Pflanzenarten noch völlig auf dem Boden der Bibel. Es gibt so viel echte Arten, wie Gott anfangs erschaffen hat. Im übrigen ist er selbst aber nicht rigoros. Im System der Tiere stellte er unbefangen den Menschen neben dem Affen zu den Säugetieren. Der theologische Grundstandpunkt erscheint mehr als eine Gewohnheit und wohl auch etwas als Notausweg, weil ein besserer Gedanke fehlt. Sein künstliches System bezeichnete Linné selbst als einen Notbehelf. Das Ideal sei das natürliche. Worauf es aber zu bauen sei, wußte er noch nicht zu sagen. Auf jenem Höhepunkt der Abneigung gegen die Entwicklungsidee im 19. Jahrhundert hat man sich gern auf Linné berufen, wie auf die gute alte Zeit, da noch alles ganz unberührt, ganz aufrecht war. Völlig ist das kaum wahr. Linné war vielmehr indifferent, er ging der Debatte noch aus dem Wege. Seine Zeit aber tat das schon nicht mehr.

Das Zeitalter Voltaires wandte sich nicht aus biologischen, aber wohl aus allgemeinen Gründen des unbefangenen Denkens und der erwachten logischen Kritik aufs schärfste gegen die Bibel. Das große allgemeine Freidenkertum der Gebildeten, das für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so charakteristisch ist, brach sich da seine Bahn.

Die Stellung zu den neuen Resultaten der im stillen für sich unaufhaltsam wachsenden Naturforschung war bei diesen Freidenkern noch oft recht seltsam. Die Anfänge der Geologie, die auf versteinerte Muscheln im Gebirge aufmerksam machten, wurden von Voltaire mit Spott be-

kämpft, da er hier gerade mißlungene Versuche, die biblische Sintflut als Tatsache nachzuweisen, argwöhnte. Gleichwohl konnte es nicht ausbleiben, daß auch der Naturforscher, je mehr er an der Allgemeinbildung seiner Zeit Anteil hatte, von der großen antibiblischen Strömung ergriffen wurde. Wenn aber die Welt nicht von Gott in sechs Tagen erschaffen worden war: wie war ihre Herkunft dann zu erklären? Die alte griechische Antwort, die man sehr gut wieder kannte (Lukretius war in aller Welt Händen), lautete: durch natürliches Werden, durch Entwicklung.

Für die Erde als Stern und die andern Sterne sproßten auf einmal die Kosmogonien aus dem Boden; die Phantasie, vom Dogma befreit, hatte endlich wieder Spielraum, und die Himmelskunde selber war inzwischen um ein Riesenstück vorwärts gekommen. Für die Tier- und Pflanzenkunde, die das Entstehen der Arten und ihrer Anpassungen mit Einschluß des Menschen (der ja laut Linné nur ein Säugetier war) natürlich erklären sollte, blieb aber schon damals nichts übrig als der Weg, den wir heute rückschauend eben als den darwinistischen bezeichnen müssen.

Schon in einer der frühesten jener freidenkerischen Kosmogonien, dem (erst 1748 nach dem Tode seines Verfassers erschienenen) „Telliamed“ von Benoît de Maillet taucht die alte Idee des Anaximander neu auf von den wasserbewohnenden Ahnen der Landtiere; ausdrücklich wird aber jetzt gesagt, es habe sich nicht um fischhafte Larven, sondern um echte Fische gehandelt, die später erst zu Amphibien und endlich Land- und Lufttieren geworden wären. Ein Teil der Zeitgenossen lächelte über dieses Buch. Es galt als eine Art Jules Verniade. Im Maße, als man geneigt wurde, selbst den geheiligten mosaischen Bericht bloß als einen Roman zu nehmen, erschienen zunächst auch diese „natürlichen Schöpfungsgeschichten“ etwas als solche Romane. Aber diesmal lief im Gegensatz zu den Spekulationen der Antike auch die wirkliche biologische und geo-

logische Forschung zu rasch mit und gab neue, unverhoffte Grundlagen. Und so sehen wir alsbald jetzt doch auch eine wirkliche Schule von Vorgängern Darwins, wissenschaftlichen Vorgängern, auf den Plan treten.

In Frankreich war es Buffon, der (in einer gewissen Gegensätzlichkeit zu Linné) den Handschuh zuerst und energisch auch innerhalb der Sachraturforschung aufnahm. Er ist der erste Vorläufer Darwins, dessen Vorläufertum nicht ein Einfall oder eine gelegentliche philosophische Konsequenz, sondern ernste Forschungsmethode war. Buffon wird heute meist arg unterschätzt. Sein klassischer Stil, den die Franzosen an ihm zumeist gelobt haben, hat ihm den Ruf gebracht, als sei er nur ein schön schreibender Popularisator gewesen. Nichts ist irriger. Er ist der ideenreichste Naturforscher des ganzen 18. Jahrhunderts, überströmend von Originalität, ein Anreger ohnegleichen, ein Geist, der mit Darwin selbst im Geschick und der Logik seiner Beweisführungen auf Grund eines ungeheuren Sammelmaterials an Tatsachen entschiedene Ähnlichkeit hat. Unglücklicherweise lebte er als Hofmann und geriet mit seinem Freidenkertum in die Angriffslinie der dort offiziell noch allmächtigen katholischen Kirche. Er wurde gemäßigelt, mußte sich unterwerfen. In seine Schriften kam dadurch ein System des Verklausulierens und des absichtlichen Dunkelhaltens, das ihnen schwer geschadet hat. Dennoch kann über seine Stärke kein Zweifel sein. Buffon gab die erste wirklich ernst zu nehmende natürliche Kosmogonie auf astronomisch-geologischem Gebiet. Er war der erste, der dann unablässig praktisch studierte und experimentierte, wie Tier- und Pflanzenarten abändern könnten. Er begründete die Tiergeographie, und zwar faßte er sie zugleich darwinistisch. Die Lehre, daß das Tier eine Funktion seiner geographischen Lage sei, geht auf ihn zurück. Erst in unsern Tagen, nach Darwins Tod, haben wir eine Ahnung bekommen, wie ergiebig das Studium der zahllosen Lokal-

rassen jeder Tierart wirklich ist. Einzelne Spezialkenner hat es so mitgerissen, daß sie heute meinen, der ganze Darwinismus müsse von hier aus noch einmal neu revidiert werden bis in seine Grundideen hinein. Das ist wohl übertrieben. Aber es leuchtet ein, wie tief Buffon schon über die lose Spekulation hinaus in die eigentliche darwinistische Sachforschung eingedrungen war. Wenn er auch auf Darwin selbst (in dessen Bildungszeit man ihn nicht mehr las) keinen Einfluß gehabt hat, so hat er ihn um so stärker auf die ganze Schule der übrigen Prädarwinisten im Ausgang des 18. Jahrhunderts gehabt, auf Goethe wie auf Lamarck und Geoffroy Saint-Hilaire. Im Gegensatz zu Linné drang Buffon auch stets auf das lebendige Experiment. Seine Entwicklungslehre sah die Dinge noch heute beständig im Fluß, zugänglich der unmittelbaren Probe. Das gibt ihm Beziehungen zu der ganz modernen Richtung der sogenannten „Entwicklungsmechanik“, die besonders Roux vertritt, und auf diesen Weg hatte er auch Goethe gezogen.

Zeitlich erst etwas nach Buffon, dessen Werk vor Anfang der französischen Revolution abgeschlossen war, steht dann der schon erwähnte Erasmus Darwin. Auch ihn packte der Gedanke einer streng wissenschaftlich aufgebauten „natürlichen Schöpfungsgeschichte“ mit Einschluß des Organischen in ganzer Wucht. In umfassendem Maße stand auch ihm die Wissenschaft, vor allem die Biologie seiner Zeit zur Verfügung. Seine Eigenart wollte nur, daß er sich so in das alte Lehrgedicht des Lukretius verliebt hatte, daß auch er seine Ideen in poetischer Form vorzutragen beschloß. Die poetische Form, entschieden inspiriert von einem dichterischen Talent, aber unausgeklärt zwischen einem Rankenwerk von bombastischen und kalten Allegorien und der Sprödigkeit des reinen Wissensstoffs, störte die rein wissenschaftliche Wirkung. Goethe schrieb von einem der Darwinschen Folianten scherzend an Schiller, er wiege

51/2 Pfund, und beide meinten, er sei der Inbegriff eines langweiligen Machwerks, vom poetischen Boden aus. Es ist aber bezeichnend, daß Goethe dabei an Darwins Ideen keinerlei Anstoß nimmt, ja sie scheinen ihm fast banal für seine Zeit (den Ausgang des Jahrhunderts). Erst als Charles Darwin auf der Höhe seines Ruhmes stand, hat man diese alten Wälzer wieder hervorgeholt und mit Staunen festgestellt, daß in ihnen bereits ein vollständiges System der Abstammungslehre vorgetragen wird, das noch ein gut Teil über Buffon hinausgeht und in allem Wesentlichen schon genau das gleiche Programm entwickelt, das etwas später Lamarck gegeben hat. Die zahllosen zweckmäßig angepaßten Organismen haben sich im Laufe der Zeit aus wenigen Stammformen entwickelt. Den Einzelwesen wohnte eine Fähigkeit inne, auf äußere Einflüsse möglichst zweckmäßig zu reagieren, sich selbsttätig anzupassen; das vererbte sich dann auf die Nachkommen, so daß diese das Geeignete schon mitbrachten. Das ist völlig der noch heute innerhalb der Entwicklungslehre fortlebende „Lamarckismus“. Die natürliche Zuchtwahl Charles Darwins fehlt. Nur eine Form der „geschlechtlichen Zuchtwahl“ (Heranzüchten immer stärkerer Männchen durch die Weibchen), die bei dem Enkel ebenfalls eine so große Rolle spielt, kennt auch der Großvater bereits.

Nichts kann aber interessanter sein, als daß auch der echte Zuchtwahlgedanke doch schon damals wieder aufgelebt war, und zwar bei keinem Geringeren als dem größten Philosophen des 18. Jahrhunderts, der zugleich ebenfalls ein sehr tiefgründiger Naturkenner war: nämlich bei Kant. In seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ gab Kant bereits 1755 seine nachmals berühmt gewordene Kosmogonie. In der modernen Auffassung ist sie ganz irrigerweise mit der späteren Laplaceschen zusammengeschweißt worden zu der sogenannten Kant-Laplaceschen Nebularhypothese, ein Mischprodukt, das

für den Kenner der Quellen nie existiert hat. Was Kants wirkliche kosmogonische Hypothese auszeichnet, ist dagegen die Verwertung des Prinzips der natürlichen Auslese des Passendsten. Die Urmaterie des Planeten- und Fixsternsystems wirbelt so lange in wüstem Sturm unter unzähligen Stößen durcheinander, bis sich die Bewegungen ausgelesen haben und nun dauern, die sich am wenigsten gegenseitig stören. Es fehlte sehr wenig, daß Kant dieses Prinzip auch auf die Zweckmäßigkeiten der organischen Welt angewendet hätte. Dann wäre der ganze Weg zu Darwin schon rund hundert Jahre vor dem Erscheinen der „Entstehung der Arten“ gebaut gewesen. Die Hypothese einer historischen Entwicklung der Tierarten auseinander im Sinne des „Tellamed“ war Kant als solche vertraut und schien ihm diskutabel. Aber er fühlte genau wie Darwin, daß es nicht mit dem einfachen Indizienbeweis für den Sachverhalt getan sei, sondern daß die Zweckmäßigkeiten der Anpassung erklärt werden müßten. Auch dazu das Zuchtwahlprinzip, das er kosmisch so gut kannte, heranzuziehen, ist ihm aber offenbar doch noch zu gewagt erschienen. So zog er sich vor dem Problem als einem zu schweren wieder bescheiden zurück. Und in Wahrheit war damit geschichtlich der Zusammenfluß des Umwandlungs- und des Zuchtwahlgedankens für diese ganze Epoche wieder versandet, nachdem der klarste Logiker der Zeit ihn nicht durchgeseht hatte. Da der Umwandlungsgedanke aber energisch und unabweisbar in der Zeit war, mußte er einstweilen allein seine Bahn weiter verfolgen.

Für die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts ist da vor allem Goethe bedeutend. Goethe ist als Naturforscher bereits nachhaltig von Buffon beeinflusst worden, dessen Ansehen auf der Höhe war, als Goethe in seiner ersten Weimarer Zeit sich in die Naturforschung, in Geologie und Biologie, einzuarbeiten begann. Goethe verdiente sich seine ersten Sporen als Forscher, indem er den bedeutsamen Satz

Linnés, daß der Mensch ein Säugetier sei, in der Zwischenkieserfrage bis zum letzten Zweifel ausfocht. Er prallte dabei noch gegen eine deutsche Sachgelehrsamkeit, die von der Tragweite dieses Problems keine Ahnung besaß. Er selbst besaß sie aber bereits bis in alle Konsequenzen, worin ihm Herder zur Seite stand.

In seinen botanischen Studien schritt dann auch Goethe weit über Linné hinaus und in die Linie hinein, die Buffon angegeben und die bei Erasmus Darwin und Lamarck weitergeht. Nicht in der eigentlichen „Metamorphose der Pflanzen“ selbst, die bloß einen Gedanken Linnés zurecht-rückte, sondern in der Meinung, daß die systematischen Verschiedenheiten der zahllosen Pflanzenarten nachträgliche, vom Milieu bedingte Anpassungsabänderungen der Urm metamorphose seien. Auch Goethe war hier, wenn man einmal das Spätere im Früheren sehen will, konsequenter Lamarckist. Der Zuchtwahlgedanke fehlt auch bei ihm. Wie Buffon, dringt auch er aber auf das Experiment. Die Umwandlungskraft dauert ihm fort, kann aktuell erforscht werden. Er zuerst hat auf das Lehrreiche der Monstrositäten für die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit des Variierens hingewiesen. Die Neuarbeit, die er dabei überall für sich im einzelnen geleistet hat, ist enorm.

Allmählich verquickte sich ihm dann auch das aktuelle Bild mit dem natürlichen geologischen Vorgang. Mit äußerst sicherem Blick nahm er bereits lange vor Hoff und Snell jene geologische Auffassung einer relativ ruhigen, der organischen Entwicklung Zeit lassenden, von wüsten Katastrophen fernen Urweltsgeschichte vorweg, ohne die Charles Darwin nicht denkbar ist. In seinen späteren Lebensjahren ging er in diesem Sinne auch unbefangen bereits dem nach, was wir heute im Sinne Haeckels phylogenetische Forschung nennen würden. In seiner Abhandlung über das Riesenfaultier stellt er unter Anwendung lamarckistischer Grundsätze einen Stammbaum der Faultiere paläonto-

logisch wie anatomisch auf. Damals hatte Lamarck längst sein Hauptwerk geschrieben; aber Goethe hat es, Ironie des Schicksals, nicht gekannt.

Was aber Goethe zuletzt wachsenden Mut auch zum Kühnsten gab, war das Erlebnis, daß mit der Wende der beiden Jahrhunderte geradezu ein Gipfel erreicht wurde in der allgemeinen Wertschätzung der Entwicklungsidee durch die ganze Sachbiologie. Viel mehr, als über die Ahnungen einzelner Kornphäen, staunt man, wenn man sieht, wie um diese Zeit die Idee allenthalben schon einmal die Lehrbücher wie Spezialarbeiten zu beherrschen beginnt, als sei es das Selbstverständlichste. Mutiger als Kant, hatte sich die nachfolgende deutsche Philosophie des Gedankens so energisch wie möglich bemächtigt. Einzelne dieser Philosophen behaupteten zugleich aber die wichtigsten Stellen in der Sachbiologie. So Treviranus und vor allem Oken. Oken baute bereits das ganze System der Pflanzen und Tiere auf Abstammung hin um. Auch das biogenetische Grundgesetz ist in einer primitiveren Fassung damals zuerst aufgestellt und sieghaft für einen Moment durchgesetzt worden. Aber auch ausgezeichnete anatomische Spezialarbeiten wie die d'Altons stehen um diese Zeit vollkommen im Banne der Umwandlungslehre. Friedrich Siegmund Voigt, unter Goethes Ägide der offizielle Sachbotaniker der Universität Jena, gab 1823 ein Lehrbuch heraus, das überall die Deszendenztheorie als die zur Zeit maßgebende Grundlage voraussetzt.

In der Linie dieser Dinge muß man es jetzt auch richtig beurteilen, daß der französische Zoolog Jean Lamarck 1809 ein Werk „Philosophie zoologique“ herausbrachte, das ebenfalls das ganze System mit Einschluß des Menschen auf Abstammung gründete und in einer immerhin recht anschaulichen und besonnenen Weise als Modus der Artumwandlung und des Entstehens zweckmäßiger Anpassungen abermals den Einfluß der Umgebung, des

Milieus, in Korrespondenz mit der Wirkung und Vererbung fortgesetzter Übung und Besserung bei den Einzelindividuen darzulegen versuchte. Lamarcks Buch bezeichnet eine gewisse Krönung einer Epoche und zugleich auch eine Art Abschluß schon. Mit ihm war aus dem seit fünfzig Jahren Gärenden gemacht, was zurzeit zu machen war, — wohlverstanden mit Ausschluß des steril gebliebenen Zuchtwahlgedankens.

In den zwei Jahrzehnten nach Lamarck setzt dann eine Gegenströmung ein. Drei Motive sind für sie in erster Linie maßgebend gewesen. Erstens ein stärkeres Auseinandergehen wieder der Philosophie und der eigentlichen Sachnaturforschung. Der Bund zur sogenannten „Naturphilosophie“ erwies sich wenigstens für die nächste Folge als flüchtig. Dann eine Wendung in der Geologie. Anstatt in Goethes Bahnen zu gehen, wandte sie sich in Humboldts und Buchs Händen zu jener gewaltsamen Katastrophenlehre, die dem Bilde einer fortlaufenden natürlichen Entwicklung der Lebensformen nicht günstig war. Buch selbst glaubte zwar im Sinne Buffons stets an selbständige Artumwandlung durch Ausbildung geographischer Lokalformen. Humboldt, der trotz seines langen Lebens Darwins Hauptwerk nicht mehr erlebt hat, hat ebenfalls stets gehofft, es werde diese oder eine ähnliche Theorie noch einmal durchschlagend die Dinge aufhellen, er erlebte aber nur noch den großen Rückschlag dagegen und fand, als er den „Kosmos“ schrieb, von sich aus keinen Ansporn mehr, das heikle Problem aufzurühren. Wo man die geologischen Lehren der beiden aber im Extrem für ewigere Wahrheit hielt, als sie selbst vielleicht taten, da hielt man sich auch berufen, die ganze Hypothese von einer Lebensentwicklung ihr einfach zu opfern und lieber wieder Anklänge an den alten Schöpferbegriff zu suchen, so antiquiert der auch nach wie vor jedem Gebildeten aussah; ernsthaft ist das letztere übrigens auch auf der folgenden Reaktionshöhe

doch nur ausnahmsweise wirklich versucht worden, meist beschränkte man sich auf ein achselzuckendes „Ignoramus“ und „Ignorabimus“; die neue Wendung der Geologie habe die Sache wieder verfahren, und nun stehe man wieder völlig vor dem Berge.

Das dritte Argument floß dann aus einem wirklichen Fortschritt der Zoologie. Das alte System der Tiere war eine einfache Leiter von oben bis unten gewesen. Oken und andere hatten daraus entwicklungsgeschichtlich einen einheitlichen Stamm gemacht. Alle großen Tiergruppen stammten geradlinig voneinander ab, und das biogenetische Grundgesetz verstand man so, daß die obersten Formen alle früheren in ihrer Embryologie wiederholen mußten. Zwei große Zoologen, Cuvier und Karl Ernst von Baer, wiesen nun nach, daß diese Auffassung systematisch falsch sei. Die richtige anatomische Anordnung der Tiere ergab mehrere scharf gesonderte Stämme, die unmöglich oberwärts ineinander übergeleitet werden konnten. Ein Wirbeltier konnte nie ein Insekt, ein Insekt nie eine Schnecke gewesen sein. Auch embryologisch war keine Rede von solchen systematisch ausgeschlossenen Wiederholungen. Die spätere Phylogenie Haeckels hat diesen Widerspruch ja durch einen von gewisser Stufe ab mehrstämmigen Stammbaum mit Parallelwipfeln glatt gelöst, auch das biogenetische Gesetz ohne ihn wieder durchgeführt. Damals verblüffte aber das neue System derart, daß die ganze Entwicklungsidee für den Moment zusammenstürzte.

Der größte Zoolog und Paläontolog der Zeit, Cuvier, faßte nun alle drei Gegenbeweise zu einer, wie es schien, vernichtenden Kritik zusammen. Ganz ohne Zwist ging die Sache zwar nicht. Lamarck allerdings kam als Gegner für Cuvier durch besondere persönliche Lage der Dinge nicht in Betracht. Aber die alte Lehre in der spezifisch Buffonschen Form hatte gerade damals noch einen starken Parteigänger in Etienne Geoffroy Saint-Hilaire gewonnen,

der in Paris direkt als Kollege neben Cuvier stand. 1830 kam es im Schoße der Akademie zwischen den beiden zu einem großen Redegefecht über die Entwicklungsidee. Es ist besonders berühmt geworden durch die wundervolle Studie, die Goethe noch im höchsten Alter darüber geschrieben hat. Goethe war der festen Ansicht, daß diese stürmische Aussprache der höchsten Kornphäen eigentlich den endgültigen Sieg der Idee (seiner Idee) bedeuten werde. Goethe irrte. Es ging ihm wie seinem Faust, der den höchsten Augenblick zu erfassen wähnt, während die Lemuren schon seine Gruft höhlen. In der Fachbiologie siegte damals Cuvier so radikal, daß auf Jahrzehnte hinaus eine öffentliche Zusage an die Abstammungslehre wie eine Art Absage an den Ernst und die Arbeitsaufgaben der Fachwissenschaft galt. Noch als dreißig Jahre später der junge echte Darwinismus sich zuerst auszubreiten begann, konnte man in Deutschland und Frankreich aus dem Munde hochangesehener älterer Sachautoritäten das Urteil hören, daß es sich hier nicht um eine diskutable Theorie handle, sondern um ein Verlassen der Fahne der Forschung überhaupt; man stellte die Lehre, die im Anfang des Jahrhunderts in allen Lehrbüchern berücksichtigt worden war, mit dem Gespensterspuk des Tischrückens zusammen.

Die Gegensätze berühren sich. In jenem Jahre 1830 begann Snell in England mit der Veröffentlichung seiner geologischen Prinzipien, die jene ganze geologische Katastrophentheorie wieder fortsetzen sollten. Ein Jahr später ging der blutjunge Charles Darwin nach Südamerika, eine Reise, die den Keim seiner Lehre in ihm gezeitigt hat. Aber auf jeden Fall kam zunächst jetzt eine große Pause. Und nur ganz vereinzelte Symptome deuteten während ihrer Dauer an, daß sich so große und logische Ideen, wie die hier in Frage kommenden, nicht ohne weiteres durch den Wunsch von ein paar Sachautoritäten gänzlich lahmlegen lassen.

Vereinzelt tauchte der Gedanke der Zuchtwahl wieder auf. Es ist nachzuholen, daß ihn außer jedem allgemeineren biologischen Zusammenhange ein englischer Gelehrter, Wells, im Jahre 1818 wieder einmal selbständig gefunden hatte, bei Gelegenheit der menschlichen Rassenfrage. Wells nahm die dunkle menschliche Hautfarbe als Anzeichen einer gewissen Immunität gegen Tropenkrankheiten und meinte, es hätten sich eben in den Tropen nur die Menschenindividuen erhalten, die zufällig diese Eigenschaft besaßen. Die Natur, meint er, habe hier nach dem gleichen Prinzip gezüchtet, das unsere Landwirte bei Verbesserung ihrer Haustierrassen seit alters anwendeten. Hier war Darwins Gedankengang also fast schon in voller Deutlichkeit, ohne daß doch Darwin ihn etwa daher geholt hätte. Denn Wells wurde in diesem Punkte von ihm so wenig beachtet wie von anderen.

Noch näher ist 1831, also genau auf der kritischen Wende nach Cuviers Sieg, der Engländer Patrick Matthew der Zuchtwahllehre in voller biologischer Anwendung gekommen. Auch seine Anregung ging aber absolut spurlos vorüber, was um diese Zeit kein Wunder mehr sein konnte. Im allgemeinen hat doch gerade die öffentliche Unkenntnis von diesem Zuchtwahlausweg auch auf die gesamte Sachlage gedrückt. Wenn Lamarck gelehrt hatte, es sei etwa die Giraffe dadurch zu ihrem langen Halse gekommen, daß ihre Futterbäume sehr hoch waren, so daß sie den Hals habe generationenlang recken müssen, bis endlich diese Gewohnheit ihn dauernd so fixiert habe, so mußte auch der Anhänger der Entwicklungsidee sehen, daß das auf andere Fälle schwer paßte. Die grüne Anpassungsfarbe des Laubfrosches konnte doch kaum durch solchen Willen und solche Übung erklärt werden. Die Zuchtwahllehre erklärte sie ja sehr einfach: es hatten sich zwangsweise stets nur die grünen Varianten der Laubfrösche an dieser Stelle erhalten, so daß sie jetzt allein hier ausdauerten. Wo man

diesen Schluß aber nicht hatte, stand man trotz Lamarck wirklich im Dunkeln.

Gleichwohl läßt sich sagen, daß gegen Ende jener drei Jahrzehnte doch die Sachlage auch ohne das ganz langsam sich wieder etwas aufzuhellen begonnen hatte. Die Lyellsche Geologie hatte gesiegt und reine Bahn geschaffen. Eine junge Gelehrten generation stand überall auf dem Plan, die an und für sich wieder mehr Lust hatte, etwas Neues mit Mut zu erproben. Die radikale materialistische Philosophie, die nach dem Niedergang des Hegelismus hochgekommen war, begann starken Eingang auch in diese jüngeren Fachkreise zu finden. Sie machte die Durchführung des Entwicklungsgedankens auch für die Organismen nun zu einem Wunsch und polemischen Postulat. Leute, die nachher mit zuerst für Darwin öffentlich eingetreten sind, wie Karl Vogt und Thomas Huxley, lagen schon vorher zuletzt geradezu auf der Lauer, ohne doch das erlösende Wort allein finden zu können. Außerhalb der Fachkreise begann man frei zu spekulieren, ohne mehr so grelle Zurechtweisungen zu finden. In England erlebte seit Mitte der vierziger Jahre ein anonymes Buch „Vestiges of Creation“ viele Auflagen, das in populärer, obwohl oberflächlicher Form eine noch etwas theologisch aufgefärbte „natürliche Schöpfungsgeschichte“ vorexerzierte, in etwa der Art, wie es einst der Tellamed getan. Trotz der romantischen Gestalt hat Karl Vogt das Werk damals einer verbesserten Übertragung ins Deutsche für wert gehalten, — man fühlt, warum. In Deutschland verkündete der Dichter Wilhelm Jordan in seinem „Demiurgos“ gelegentlich einmal wieder unzweideutig die Zuchtwahlidee, anfangs der fünfziger Jahre; auch er sollte später begeisterter Darwinvertefchter werden.

Und diese Zuchtwahl sollte nun endlich doch auch den Ausschlag geben. Ein junger englischer Zoolog, der auf Borneo sammelte, Alfred Russel Wallace, verfaßt 1858 eine Abhandlung, die genau in Darwins Weise die Zuchtwahl mit

der Entwicklungslehre für die Welt der Organismen kombiniert. Er sendet diese Skizze, unvollkommen wie sie ist, an seinen Freund Darwin in England. Darwins Freunde wissen, daß er, Darwin, diese Idee seit Jahren in umfangreichen Manuskripten, von denen aber noch nichts veröffentlicht ist, eingehend durchgeführt hat. Sie bestimmen Darwin, einen vorläufigen Auszug seiner eigenen Arbeit gleichzeitig mit Wallace zur Publikation eingereichter Skizze zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, und die Frucht dieses letzten, durch die noble Art beider Beteiligten in idealster Form gelösten Prioritätskonflikts ist nun endlich das wirkliche Erscheinen von Darwins grundlegendem Werk, neben dessen enormem Wissens- und Ideenreichtum auch Wallace sofort bescheiden zurückgetreten ist.

Das ist in den wesentlichsten Linien die Vorgeschichte des „Darwinismus“. Sie lehrt, daß auch Ideen sich entwickeln. Aber sie hat zugleich Raum genug und übergenug für den Genius.

Bruno Wille / Wie die Natur zweckmäßig bildet □

Natur! Unser Begriff davon kennzeichnet die Anschauungsweise der Neuzeit im Unterschiede zum Mittelalter. Kirchliche Scholastik suchte die Erfahrungswelt aus einem Prinzip abzuleiten, das den völligen Gegensatz zur Natur bildet, — aus dem Übernatürlichen. Gott nebst dem himmlischen Reiche lebt und webt über der Natur, jenseits ihrer Grenze; er ist Welt schöpfer und Lenker; seine unendliche Weisheit hat die Geschöpfe zweckmäßig eingerichtet, obwohl die Macht des Bösen durch allerlei Mängel den göttlichen Plan zu durchkreuzen sucht. Wo der Altgläubige sinnreiche Einrichtungen im Bau der Wesen fand,

bestaunte und pries er die Macht jenes übernatürlichen Weltbildners, der alles ersonnen und geformt habe, ähnlich wie der Uhrmacher die Uhr.

Durch eine scharfe Grenze schloß das Mittelalter die Natur vom übernatürlichen Reiche ab. Nach seiner Auffassung ist Mitte der Schöpfung die Erde, umhüllt von den Sphären, Kugelschalen aus Glas, die von Engeln gedreht werden und so die Bewegung der daran befestigten Planeten zustande bringen. Die erste Umhüllung der Erde ist die Mondsphäre, dann kommen, immer größer, die Sphären der übrigen Planeten, die den Wochentagen entsprechen und mit der Sonne endigen. An einer achten Sphäre sind die Fixsterne befestigt, die neunte Sphäre aber ist die Grenze der Natur, jenseits deren das übernatürliche Reich beginnt.

Dies Himmelsbild erschütterte Kopernikus durch seine Lehre, nicht die Erde sei der Mittelpunkt unseres Sternensystems, sondern die Sonne. Da zu dieser Vorstellung die ganze Sphärenannahme nicht paßte, sah der kopernikanische Philosoph Giordano Bruno völlig von den Sphären ab und entwarf ein neues, großartiges Weltbild: Alle Gestirne schweben frei im Raume und bewegen sich aus eigener Natur; um unsere Sonne kreist die Erde nebst den anderen Planeten; die Fixsterne sind keineswegs auf einer Kugelschale angeordnet, sondern bald nähere, bald fernere Bewohner eines unendlichen Weltraumes. Vor dieser Anschauung reckte die Natur, bisher eine verächtliche und abhängige Zwergin, auf einmal riesenhaft ihren Leib, ins Unermeßliche, alle Räume und alle Zeiten erfüllend, und es blieb nunmehr nichts übrig, das man „übernatürlich“ nennen konnte. „Alles ist natürlich“, lautete seitdem die Losung für die neuzeitliche, von der Theologie unabhängige Wissenschaft. Aus Naturgesetzen suchte man jede Gestalt, jeden Vorgang zu erklären, aus sich selbst heraus die ganze Natur zu verstehen.

Eine Schwierigkeit fand dies Bestreben in den zweck-

mäßigen Naturgebilden. Gewohnt, in der Materie einen passiven Bildungstoff zu sehen, fand man hier keinen zureichenden Grund für die vielen anscheinend planvoll gebauten Geschöpfe und Organe. Zwar Spinoza und seine Gesinnungsverwandten vertraten die Göttlichkeit der Natur, und Goethe, der den Ausspruch tat: „Materie nie ohne Geist“, sah in aller organischen Bildung eine „gottgedachte Spur“, die ihn zur Andacht stimmte:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gottnatur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!“

Doch durch ihre Methode einseitig auf die Sinnfälligkeit verwiesen, standen viele Naturforscher ratlos vor „zweckmäßigen“ Gebilden, die sie nicht aus ihrer brutal gedachten Materie und Bewegung erklären konnten, und schlossen nun einen Kompromiß zwischen moderner Wissenschaft und mittelalterlichem Glauben. „Man wußte“ — sagt Helmholz — „vor Darwin nur zwei Erklärungen der organischen Zweckmäßigkeit zu geben, welche aber beide auf Eingriffe freier Intelligenz in den Ablauf der Naturerscheinungen zurückführten. Entweder betrachtete man — der vitalistischen Theorie gemäß — die Lebensprozesse als fortdauernd geleitet durch eine Lebensseele, oder man griff für jede lebende Spezies auf einen Akt übernatürlicher Intelligenz zurück, durch den sie entstanden sein sollte.“ Selbst noch Johannes Müller glaubte an eine bildende Lebenskraft, an „eine beständige Tätigkeit, welche in der lebenden organischen Materie wirkt; sie schafft auch in den Gesetzen eines vernünftigen Planes mit Zweckmäßigkeit, indem die Teile zum Zwecke eines Ganzen angeordnet werden, und dies ist gerade, was den Organismus auszeichnet.“ So litt die Naturwissenschaft an einer Halbheit — denn die Lebenskraft war nichts völlig Natürliches —

und war in Gefahr, im unphilosophischen Supranaturalismus stecken zu bleiben. Einen Ausweg aus der Verlegenheit bahnte erst Darwin. Aus der Natur selbst erklärte er die Zweckmäßigkeit, aus einer Entwicklung, bei der keinerlei draußen planende Schöpferintelligenz eine Rolle spielt, sondern nichts wirksam ist als die Naturgesetzlichkeit.

Eine unmittelbar einleuchtende Vernunftidee ist der Darwinismus, einfach wie „das Ei des Columbus“. Von selbst versteht es sich nämlich, daß alles, was existiert und sich erhält, auch existenz- und erhaltungsfähig sein muß. Diese Fähigkeit eines organischen Wesens schließt die Zweckmäßigkeit seiner Organe insofern ein, als Lebewesen mit untauglichen Organen früher oder später dem Untergang verfallen müssen. Die Probe nun, vor die jeder Organismus innerhalb seiner Umgebung sich gestellt sieht, das Examen gewissermaßen, das den praktischen Nachweis hinreichender Zweckmäßigkeit oder vorwiegender Untüchtigkeit bedeutet, — dies Sieb, das zwischen Fein und Grob sondert —, nennt Darwin „Auslese“. Die Drähte aber, aus denen das Sieb gewoben ist, sind naturgesetzlicher Art.

Jedes Lebewesen stößt mit seinem Streben nach Selbsterhaltung, Macht, Lust und Fortpflanzung auf Widerstände und hat daher einen „Kampf ums Dasein“ auszufechten. Darwin betont, daß er den Ausdruck „Kampf ums Dasein“ in einem weiten, metaphorischen Sinne gebrauche, unter dem sowohl die Abhängigkeit der Wesen voneinander und von den Naturgewalten, als auch ihr Bemühen um Nachkommenschaft einbegriffen sei. „Man kann mit Recht sagen, daß zwei hundeartige Raubtiere zu Zeiten des Mangels um Nahrung und Leben miteinander kämpfen. Aber man kann auch sagen, eine Pflanze kämpfe am Rande der Wüste um ihr Dasein gegen Dürre, obwohl es angemessener wäre zu sagen, sie hänge von der Feuchtigkeit ab. Von einer Pflanze, welche alljährlich

tausend Samen erzeugt, unter welchen im Durchschnitt nur einer zur Entwicklung kommt, kann man noch richtiger sagen, sie kämpfen ums Dasein mit anderen Pflanzen derselben oder anderer Arten, welche bereits den Boden bekleiden.“ „Da die Samen der Mistel von Vögeln ausgestreut werden, so hängt ihr Dasein mit von dem der Vogel ab, und man kann metaphorisch sagen, sie kämpfen mit anderen beerentragenden Pflanzen, damit sie die Vögel veranlasse, eher ihre Früchte zu verzehren und ihre Samen auszustreuen, als die der anderen.“ Diese Bemerkung Darwins läßt erraten, wieso die Zweckmäßigkeit wichtiger Organe den Kampf ums Dasein zum Erfolge führt; Pflanzen, deren Samen auf Verbreitung durch fressende Vögel angewiesen sind, haben bessere Aussichten, wenn sie farbige, lockende und wohlschmeckende Beeren hervorbringen.

Unvermeidlich tritt der Kampf ums Dasein ein, weil alle Arten von Lebewesen mehr Individuen erzeugen, als fortbestehen können. Darwin spricht geradezu von einer „geometrischen Zunahme“. „Man überlege sich nur, daß ein jedes Wesen (selbst der Elefant) in einem solchen Verhältnis sich vermehrt, daß in wenigen Jahren oder höchstens in einigen wenigen Jahrhunderten die Oberfläche der Erde nicht imstande wäre, die Nachkommen eines Paares zu fassen.“ Das Schillerwort: „Raum für alle hat die Erde“ muß also vom Naturkundigen entschieden bestritten werden. Durchaus nicht allen Geschöpfen vergönnt die Natur einen Platz an ihrer Tafel; ringsum drängt ein Gewimmel danach, eine Masse von Wesen wird rasch erstickt und niedergetrampelt, die übrigen ringen im Wettbewerb miteinander, und nur wenige erobern einen Anteil an den günstigen Lebens- und Fortpflanzungsverhältnissen.

Indem die Natur auf das Feld des Wettbewerbs eine Sülle von Keimen wirft, während solchem Andrang eine verhältnismäßig kleine Zahl von Erfolgsmöglichkeiten gegen-

übersteht, kommen zur Entwicklung nur diejenigen Wesen, denen durch besondere Begabung oder äußere Begünstigung eine Anpassung an die Umwelt und ihre Anforderungen gelingt. Dadurch nun, daß die Sieger im Daseinskampfe sich untereinander paaren, vererben sie ihre Überlegenheit auf ihre Nachkommen und bringen eine Eliterasse zustande.

Zwei Mächte, die in der Fortpflanzung der Organismen eine Hauptrolle spielen, heißen „Vererbung“ und „Abänderung“. Vermöge der Vererbung übertragen sich Eigentümlichkeiten der Vorfahren auf die Nachkommen. Niemals indessen waltet die Vererbung so ausschließlich, daß die Nachkommen eine bloße Wiederholung ihrer Vorfahren darstellen. Vielmehr tritt auch eine Abänderung auf, welche die Nachkommen in einzelnen Zügen vom hergebrachten Typus abweichen läßt. Ob diese Fähigkeit der „Variabilität“ und „Modifikation“ sich restlos aus Umgestaltungen der Lebensverhältnisse erklären läßt, mag dahingestellt bleiben. Genug, die Natur „erfindet“ Neuerungen in der Bildung und erprobt deren Zweckmäßigkeit wie ein Experimentator. Was sich bewährt, läßt sich durch die Vererbung (deren Wesen kaum minder geheimnisvoll ist als das der Abänderung) auf die Nachkommen übertragen, die so zu einer besser angepaßten Varietät herangezüchtet werden. Prägt sich im Verlaufe langer Zeiträume das Neue mit besonderer Auffälligkeit aus, so spricht der ordnende Naturforscher von einer Abart oder einer Spezies. So haben sich sämtliche Arten der Lebewesen entwickelt; Sprossen desselben Stammbaumes, wurden sie allmählich differenziert, und nur wo wichtige Zwischenglieder ausgestorben sind, können die Differenzen den Eindruck von Sprüngen machen, während tatsächlich der alte Satz sich bewahrheitet: Nie sprunghaft geht die Natur im Schaffen vor. Während die Vererbung eine konservative Macht darstellt, kann die Abänderung ein Fortschrittsprinzip bedeuten. Über nützliche Variationen bemerkt Darwin: „Wenn solche

Abänderungen jemals wirklich vorkommen, werden die dadurch ausgezeichneten Individuen sicher die meiste Aussicht haben, im Kampfe ums Dasein zu bestehen, und nach dem mächtigen Prinzip der Vererbung werden diese wieder danach streben, ähnlich ausgezeichnete Nachkommen zu erzeugen. Dies Prinzip der Erhaltung oder des Überlebens der am meisten Passenden habe ich der Kürze wegen „natürliche Zuchtwahl“ genannt. Es führt zur Vervollkommnung eines jeden Geschöpfes seinen organischen und unorganischen Lebensbedingungen gegenüber und mithin auch in den meisten Fällen zu dem, was man als eine Vervollkommnung der Organisation ansehen muß. Demungeachtet werden tieferstehende und einfache Formen lange andauern, wenn sie ihren einfachen Lebensbedingungen gut angepaßt sind.“ Mit dem Ausdruck „Zuchtwahl“ spielt Darwin auf das Verfahren des künstlichen Züchters an. Indem er hervorragende Rennpferde oder Schafe von feiner und reicher Wolle oder wertvolle Exemplare einer Pflanzenart mit ihresgleichen paart und zu weiter Paarung stets die besten auswählt, bringt er im Verlaufe der Jahre die vererbte Tüchtigkeit gleichsam zur Anhäufung und steigert die neue Form zu einer besonderen Art von hervorragender Qualität. Ähnlich nun verfährt die Natur. Wie der Züchter gibt sie untüchtigen Wesen eine mangelhafte Gelegenheit, Nachkommen hervorzubringen, und rafft mißratene Nachkommen leicht hinweg. — So hat Darwin für die „Zweckmäßigkeiten“ in der Natur, für geschickte Organe und vervollkommnete Arten, eine Deutung gefunden, die auf das „Übernatürliche“, das „wunderbare“ Eingreifen eines außerweltlichen Schöpfers verzichtet. Mit Bestimmtheit polemisieren Briefe des großen Engländer gegen die Annahme, daß eine übernatürliche Vorsehung die Geschöpfe geplant und zweckmäßig eingerichtet habe.

Gleichwohl ist es verfehlt, wenn theologische Gegner oder auch materialistische Freunde Darwins seine Lehre so

auffassen, als habe er jenen mechanistischen Naturbegriff rechtfertigen wollen, der eine im Naturleben waltende Geistigkeit bestreitet und — abgesehen von der Intelligenz der höheren Tiere — nur eine blinde Kausalität im Weltall erblickt. Darwin ging nur darauf aus, die Gestaltung und Geschichte der Natur aus bloßen Naturgesetzen zu erklären, ohne das Wunder, diesen „Deus ex machina“, eingreifen zu lassen. Aber Darwins Bild einer streng gesetzlichen Welt erfordert keine materialistische oder mechanistische Philosophie. In deïstischem Sinne glaubte er ursprünglich an einen „Schöpfer“, der die Natur zu einem selbständigen, gesetzlich sich fortentwickelnden Wesen gemacht habe und seitdem sich jeden Eingriffes enthalte. Mehr und mehr sah Darwin die Unmöglichkeit ein, beweisbare Vorstellungen mit den Worten „Gott“ und „Schöpfer“ zu verbinden, und wurde so „Agnostiker“ — er beschränkte sich darauf, erkennbare Naturzusammenhänge aufzuhellen und ließ es dahingestellt, wie man sich den Urgrund denken solle. An Grant schrieb er beispielsweise: „Was die theologische Seite der Frage betrifft, so ist sie immer peinlich für mich. Ich bin ganz bestürzt. Ich habe durchaus nicht die Absicht gehabt, athëistisch zu schreiben. Ich gestehe aber zu, daß ich nicht so deutlich, wie es andere sehen und wie ich selbst tun zu können wünschte, Beweise von Absicht und von Wohltätigkeit auf allen Seiten um uns herum erkennen kann. Es scheint mir zu viel Elend in der Welt vorhanden zu sein. Ich kann mich nicht dazu überreden, daß ein wohlwollender und allmächtiger Gott mit vorbedachter Absicht die Ichneumoniden oder Schlupfweesen erschaffen haben würde mit der ausdrücklichen Bestimmung, sich innerhalb des Körpers lebender Raupen zu ernähren, oder auch, daß eine Katze mit den Mäusen erst spielen solle. Da ich hieran nicht glauben kann, sehe ich auch keine Notwendigkeit zu dem Glauben ein, daß das Auge ausdrücklich beabsichtigt wurde. Auf der anderen

Seite kann ich mich doch in keinerlei Weise damit befriedigt fühlen, dieses wunderbare Universum und besonders die menschliche Natur zu betrachten und zu folgern, daß alles nur das Resultat der rohen Kraft ist. Ich bin geneigt, alles als das Ergebnis vorausbestimmter Gesetze zu betrachten, wobei die Einzelheiten, mögen sie gut oder schlimm sein, der Wirkung dessen überlassen wird, was man Zufall nennt. Nicht als wenn dieser Begriff mich durchaus befriedigte. Ich fühle aufs allertiefste, daß der Gegenstand zu tief ist für den menschlichen Intellekt. Ein Hund könnte ebenso gut über den Geist Newtons spekulieren.“

Will man dem untheologischen Darwin daraus eine „mechanistische“ Naturanschauung zuschreiben, so sollte man wenigstens nicht an den materialistischen „Mechanismus“ denken, sondern an die Anschauung der Griechen, die unter „*mechaneisthai*“ keine brutale, vielmehr eine geistvolle Bewegung verstanden. Zwar eine transzendente, von außen in die Natur eingreifende Zweckmäßigkeit vermag Darwin nicht anzuerkennen; doch ließe sich ein immanentes, der Natur innewohnendes Streben annehmen, das in ähnlicher Weise, wie das vornehmste uns bekannte Naturwesen, Zweckmäßigkeiten erfindet und bewahrt. Wiederholt vertritt Darwin seine Neigung zu einem vermenschlichten Naturbegriff. So in folgender Kennzeichnung der „natürlichen Zuchtwahl“: „Wenn wir annehmen, daß es ein Wesen gäbe, welches nicht bloß nach dem äußeren Ansehen urteilte, sondern die ganze innere Organisation studieren könnte, welches niemals von Launen sich bestimmen ließe und zu einem bestimmten Zwecke Millionen von Generationen lang zur Nachzucht auswählte . . . ich glaube, es läßt sich nachweisen, daß eine derartige, niemals irrende Kraft in der natürlichen Zuchtwahl tätig ist, welche ausschließlich zum Besten eines jeden organischen Wesens auswählt.“ Sollte an dieser wichtigen Stelle bloß im Phantasiespiel der Fall gesetzt sein, die Natur sei ein geistig schauendes,

Zwecke verfolgendes Wesen? Vielleicht, daß Eduard von Hartmann in diesen Worten eine Bestätigung oder sogar einen Anlaß gefunden hat für seine Annahme eines in der Natur waltenden Prinzips, das zwar „unbewußt“, doch in einer Art Hellschere zweckmäßig waltet. Jedenfalls haben Kenner des Darwinismus, die mit Darwin verkehrten, ihm durchaus nicht nachgesagt, daß er die „Teleologie“ der Natur in eine blinde, unpsychische und geistlose Kausalität aufgelöst habe. Darwins vertrauter Freund Grant schreibt in der „Nature“: „Laßt uns Darwins der Naturwissenschaft geleisteten Dienst, daß er ihr die Teleologie wiedergebracht hat, anerkennen, so daß statt Morphologie versus Teleologie wir Morphologie vermählt mit Teleologie haben werden.“ Ein Brief Darwins äußert sich zustimmend über diese Stelle: „Was Sie über Teleologie sagen, gefällt mir ganz besonders, und ich glaube nicht, daß schon sonst jemand diesen Punkt beachtet hat; ich habe immer gesagt, daß Sie der Mann seien, der den Nagel auf den Kopf trifft.“ Huxley bemerkt, „daß die Entwicklungslehre der furchtbarste Gegner von allen gewöhnlicheren und gröberen Formen der Teleologie ist“, macht aber das Zugeständnis: „Die teleologische und die mechanische Auffassung der Natur schließen sich nicht mit Notwendigkeit gegenseitig aus.“ Darwins Sohn Francis hebt hervor: „Einer der großen Dienste, die mein Vater dem Studium der Naturgeschichte geleistet hat, ist die Wiederbelebung der Teleologie. Der Anhänger der Entwicklungslehre studiert den Zweck oder die Bedeutung der Organe mit dem Eifer der älteren Teleologen, aber mit einem viel weiteren und zusammenhängenderen Ziele. Er besitzt die kräftigende Erkenntnis, daß er nicht isolierte Begriffe vom Naturhaushalte der Gegenwart erhält, sondern einen zusammenhängenden Blick über die Vergangenheit und Gegenwart. Und selbst da, wo es ihm mißlingt, den Nutzen irgendeines Teiles zu entdecken, kann er, durch

eine Kenntnis von dessen Struktur, die Geschichte der vergangenen Wechselfälle im Leben der Spezies entwirren. In dieser Weise wird dem Studium der organischen Wesen ein Leben und eine Einheit gegeben, welche vorher fehlten.“

Unter einem Zweck verstehen wir eine Vorstellung, von der gewollt wird, daß sie empfundene Gegenwart werde, und zwar durch Anwendung eines „Mittels“, das heißt eines Vorganges, geeignet, Ursache dessen zu werden, was bezweckt wird. Die teleologische Fähigkeit setzt also ein Wesen voraus, das fühlt und will, Empfindungen hat und Erlebnisse kausaler Zusammenhänge erfinderisch zu kombinieren versteht. Nicht bloß dem Menschen und den höheren Tieren schreibt Darwin diese Fähigkeit zu, sondern sagt zum Beispiel: „Wir sehen, wie hoch auf der Stufenleiter der Organisation eine Pflanze sich erheben kann, wenn wir eine der vollkommeneren rankentragenden Formen betrachten. Es stellt dieselbe zuerst ihre Ranken in Bereitschaft zur Tätigkeit, wie ein Polyp seine Tentakeln ordnet. Wenn eine Ranke falsch gestellt ist, so wirkt die Schwerkraft auf sie ein, und sie stellt sie zurecht. Das Licht wirkt auf sie ein und biegt sie nach sich zu oder von sich ab, oder die Ranke beachtet das Licht gar nicht, — was für ein Verhalten nun für sie am vorteilhaftesten sein mag . . . Die Ranke stößt an irgendeinen Gegenstand, rollt sich schnell um ihn herum und ergreift ihn fest. Im Verlaufe einiger Stunden zieht sie sich zu einer Schraubenlinie zusammen, zieht dabei den Stengel in die Höhe und bildet eine ausgezeichnete Feder. Alle Bewegungen hören nun auf. Infolge des Wachstums werden die Gewebe bald stark und dauerhaft. Die Ranke hat ihre Arbeit getan und hat sie in erstaunlicher Weise getan.“ Darwin zitiert einen Nachbar, der als tüchtiger Gärtner die seltsamen Bewegungen eines besonders reizbaren Rankengewächses (*Echinocystis lobata*) beobachtete: „Ich glaube, die Ranken können sehen; denn wo ich auch nur eine Pflanze hinstelle, sie

findet irgendeinen Stab nahe genug auf." Diese naive Bemerkung läßt Darwin insofern gelten, als er zugesteht: „Die Ranken haben irgendeinen Sinn." Und von dem fleischfressenden Sonnentau (*Drosera*) sagt er: „Eine wunderbare Pflanze, oder vielmehr ein äußerst scharfsinniges Tier . . . empfindlicher für eine Berührung als irgendein Nerv des menschlichen Körpers." An solchen Stellen ist Darwin nicht weit von einer panpsychistischen Naturauffassung, aus der sich die Zweckmäßigkeit organischer Bildungen ableiten ließe, wenn man das Vorurteil aufgäbe, die Natur sei etwas so gänzlich anderes als der Mensch. Warum sollte denn eine Kluft zwischen der Natur und dem Menschen vorliegen? Als ob der Mensch nicht zur Natur gehörte, aus ihr heraus geboren wäre als ein Geschöpf, dessen Leistungen im Grunde Leistungen der Natur sind.

Unter diesem Gesichtspunkte erscheint es verfehlt, wenn Friedrich Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus" mit Berufung auf Darwin behauptet: „Es ist gar nicht mehr zu bezweifeln, daß die Natur in einer Weise fortschreitet, welche mit menschlicher Zweckmäßigkeit keine Ähnlichkeit hat; ja, daß ihr wesentliches Mittel ein solches ist, welches, mit dem Maßstabe menschlichen Verstandes gemessen, nur dem blindesten Zufall gleichgestellt werden kann. Über diesen Punkt ist kein zukünftiger Beweis zu erwarten; die Tatsachen sprechen so deutlich und auf den verschiedensten Gebieten der Natur so einstimmig, daß keine Weltansicht mehr zulässig ist, welche diesen Tatsachen und ihrer notwendigen Deutung widerspricht! Wenn ein Mensch, um einen Hasen zu schießen, Millionen Gewehrläufe auf einer großen Heide nach allen beliebigen Richtungen abfeuerte; wenn er, um in ein verschlossenes Zimmer zu kommen, sich zehntausend beliebige Schlüssel kaufte und alle versuchte; wenn er, um ein Haus zu haben, eine Stadt baute und die überflüssigen Häuser dem Wind und

Wetter überließe — so würde wohl niemand dergleichen zweckmäßig nennen, und noch viel weniger würde man irgendeine höhere Weisheit, verborgene Gründe und überlegene Klugheit hinter diesem Verfahren vermuten. Wer aber in den neueren Naturwissenschaften Kenntniss nehmen will von den Gesetzen der Erhaltung und Fortpflanzung der Arten — selbst solcher Arten, deren Zweck wir überhaupt nicht einsehen, wie zum Beispiel der Eingeweidewürmer, der wird allenthalben eine ungeheure Vergeudung von Lebenskeimen finden.“ Lange bedenkt nicht, daß man der Natur eine immanente Teleologie zutrauen kann, ohne deshalb gleich „höhere Weisheit“, „verborgene Gründe“ und „überlegene Klugheit“ hinter diesem Verfahren „zu vermuten“. An anderer Stelle gibt Lange vorsichtigerweise die Möglichkeit zu, „daß die Handlungsweise der Natur auf jeden Fall von der des Menschen prinzipiell völlig verschieden“, und daß nur „die anthropomorphe Form der Teleologie total unhaltbar ist“. Nun wohl, mag die Natur selten so direkt und haushälterisch auf ihren Zweck losgehen, wie es ein sehr erfahrener Mensch tut, mag ihre Teleologie nicht nach gewöhnlicher Menschenart verlaufen, mag sie mit scheinbarer Nachlässigkeit Keime vergeuden — obwohl in ihrem Haushaltsplane der Untergang des einen stets Verwendung zugunsten des andern findet — und anscheinend die konfusesten Umwege machen —, dem „blindesten Zufall“ darf deshalb ein solches Verfahren nicht ohne weiteres gleichgestellt werden. Weshalb sollte die Natur Sparsamkeit in der Wahl ihrer Mittel anwenden? Der Mensch allerdings hat Sparsamkeit nötig, wofern er kein Krösus ist. In diesem Fall jedoch darf er sich Verschwendung erlauben; ja sie ist ihm oft bequemer und zweckmäßiger als Sparsamkeit. Die Natur nun ist ein unerschöpflich reicher Krösus; sie hat Zeit genug, ihre unendliche Fülle spielen zu lassen. Die einzige Hast, deren sie nicht entraten kann, ist ihre in jedem Punkte des Raumes sich betätigende

Rastlosigkeit. Doch bei diesem Tätigkeitsdrange braucht sie nicht zu knausern, weil unermessliche Dimensionen ihr zur Verfügung stehen.

Übrigens gibt es im Menschenleben ein Verfahren, das dem scheinbar unsinnigen Kreuzfeuer auf Hasen und der Massenanfertigung von Schlüsseln oder Häusern gleicht und dennoch zweckmäßig genannt wird. Wenn der Feind in einem Walde sich versteckt hält, wird die Artillerie den Wald verschwenderisch unter Feuer nehmen. Will ein Dieb ein unbekanntes Schloß öffnen, so versucht er ein ganzes Bündel von Schlüsseln. Und die „Stadt“, die gebaut wird, damit nach dem Verfall der untüchtigen Bauten das übrigbleibende Haus (das Ergebnis der „natürlichen Auslese“) dem Bewohnen diene, ist — die Geschichte der Baukunst, die von ungeeigneten, verworfenen Experimenten wimmelt. Nur da, wo der Mensch in seinem Erfahrungsschatze ein bewährtes Mittel vorfindet, wird er in der Lage sein, ökonomisch vorzugehen. Sonst aber ist er auf tastende Versuche angewiesen, und was sich darunter nicht bewährt, bedeutet eben eine Vergeudung von Arbeit; es sei denn, daß man berücksichtigt, wie all diese vielen Versuche doch eigentlich ebenso wertvoll sind wie die Studien, Entwürfe eines Künstlers im Atelier, der zehn Modelle und dazu noch ein paar Marmorblöcke „verschwenden“ mußte, bevor ihm das Meisterwerk gelang. Berücksichtigen wir diese Seite der Sachlage, so zeigt sich immer deutlicher, daß die Natur in ihrem Hervorbringen von Zweckmäßigkeiten durchaus nicht so seltsam absticht vom erfindenden Menschen. Übereinstimmen Natur und Mensch insofern, als hier wie dort ein doppeltes Verfahren erfolgt. Die Natur geht tastend, in sehr vielen, oft ungeschickten Versuchen vor, wenn es sich um ein neues, ungewöhnliches Ziel handelt, bei dem noch kein wertvolles Erfahrungsmaterial vorliegt. Und in diesem tastenden Suchen dürfen wir vielleicht eine Erklärung für das Naturgesetz der Variation sehen. Nicht

anders als tastend aber verfolgt auch der Mensch ein Ziel, falls ihm nicht schon ein Erfahrungsschatz zu Gebote steht. Hunderte von Einfällen erprobt die suchende Phantasie des Erfinders, bevor sich einer davon bewährt. Ein Gewimmel von „schwankenden Gestalten“, Traumbildern, Ideen und Stimmungen stieg gleich Gärung und Dunst aus Goethes Dichterseele, die den „Faust“ schaffen wollte; wie von massenhaft ausgestreuten Samenkörnern viele nicht aufkommen, wurden wohl die meisten dieser Ansätze verworfen von der Kritik des Künstlers, bis die „natürliche Auslese“ sich ergab in Gestalt des endgültig niedergeschriebenen Werkes.

Der materialistische Mechanismus ist gewohnt, die „Natur“ als eine bloße Summe von Bewegungen, nicht aber als Einheit und Innerlichkeit zu betrachten. Und doch führt das Kausalgesetz zu einer einheitlichen Weltanschauung in dem Sinne, daß vor der Ewigkeitschau — *sub specie aeternitatis* — die Natur, dieser Urgrund sämtlicher Einzelmomente, alles hervorbringt, was wir, in fragmentarischer Betrachtung, dem Sonderwesen zuschreiben. Die Natur ist es, was im Menschen fühlt und denkt und zum Ideale strebt, ist somit die Erfinderin aller Zweckmäßigkeiten, die in ihren Kindern sich entwickeln. Ist aber eine Innerlichkeit, eine psychische Seite der gesamten Natur zuzutrauen — die Gründe dieser Auffassung kann ich hier nicht entwickeln —, so ließe sich der Darwinismus durch die Lehre vom Gedächtnisse, vom Erfinden und Lernen der Natur ergänzen. Der Physiologe Ewald Hering bezeichnete 1870 das „Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie“. Ernst Haeckel, der im Sinne Darwins die Keimesgeschichte (Ontogenie) als eine „Rekapitulation“ der Stammesgeschichte (Phylogenie) ansah, war (1875) in seiner „Perigenesis der Plastidule“ mit der Vermutung aufgetreten, den kleinsten Teilen der lebendigen Substanz wohne ein „unbewußtes Erinnerungsvermögen“

inne. Der Biologe Professor Semon endlich gab in seinem Werke „Mneme“ (1904) Beweismaterial für eine Anschauung, die der Natur ein Rekapitulieren von Erfahrungen zuschreibt nach Analogie des menschlichen Erinnerungsvermögens. Wie wir auswendig gelernte Worte in der ursprünglich gegebenen Reihenfolge wiederholen, so rekapituliert der Keim des Menschen in seiner plastischen Entwicklung der Reihe nach kurz alle wichtigen Stadien, die der Stammbaum des Menschengeschlechts durchlaufen hat. Und auf solche „Mneme“ lassen sich die ererbten Zweckmäßigkeiten, seien es nun Organe oder Instinkte, zurückführen. Als zum Beispiel eine erst fünf Wochen alte Elster zum ersten Mal eine Schüssel mit Wasser in den Käfig erhalten und hineinpickend das nasse Element gespürt hatte, begann der Vogel außerhalb der Schüssel, ohne das Wasser sonst zu berühren, sich zu ducken und mit dem Gefieder zu schwirren. So zu tun hatte sein Keim in den Vorfahren gelernt, und die Kette der im „Vorleben“ erworbenen Erinnerungen wurde durch das Eintunken des Schnabels ins Wasser derart ausgelöst, daß nunmehr „instinktive“ Badebewegungen erfolgten.

Den zureichenden Grund für die Zweckmäßigkeiten natürlicher Bildungen und Verrichtungen kann nur ein verbesserter Naturbegriff abgeben. Die Natur darf weder als das brutale Material eines außerweltlichen Demiurgen aufgefaßt werden, noch als eine vollkommene Gottheit im Sinne des schwärmerischen Pantheismus. Das „Göttliche“ in ihr heißt „Eccelsior“ und läßt sich durch das Faustwort vom „immer strebenden sich Bemühen“ andeuten. Die Natur tappt anfangs, wie ein fast Blinder, nach dem Lichte. Erlebt sie dabei Spuren von Heil, so hält sie kraft der „Mneme“ die Errungenschaft fest. Auch weiß sie Erfahrungen zu kombinieren und erfindet in natürlicher Auslese allerlei Zweckmäßigkeiten. Die Natur ist nicht Gott, sondern möchte es werden.

Eduard David / Darwinismus und soziale Entwicklung □

Die Lehre Darwins und seiner Nachfolger hat den Menschen eingereiht in den großen Zusammenhang alles organischen Lebens. Im Gegensatz zu den Phantasien religiöser Dichter und Metaphysiker wurde die Frage nach seiner Herkunft dahin beantwortet, daß unser Geschlecht als Zweig des einen Stammbaums der gesamten Tierwelt mit allen übrigen Arten heraufgekommen sei aus der gemeinsamen Wurzel einfachster gleichartiger Daseinsformen.

In welche Sphäre der organischen Veranlagung der glückliche Variationsfall einschlug, der die „Menschwerdung“ einleitete, ist nicht schwer zu sagen. Es muß die Sphäre gewesen sein, die den Menschen als solchen allen anderen Lebewesen gegenüber charakterisiert, deren hohe Entwicklung ihn auch weit hinausführte über die menschenähnlichen Affen. Es war der Teil des nervösen Zentralapparats, den wir als Funktionsträger des Verstandes, des logischen Urteilens und Schließens anzusehen haben. Diese Begabung ließ ihn den ursächlichen Zusammenhang der Dinge und Vorgänge um ihn schärfer erfassen; sie führte ihn zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen, zur Verwendung des Feuers, zur Konstruktion sicherer Wohnstätten, zur Dienstbarmachung gehegter Tiere, zur Kultivierung nützlicher Pflanzen.

Neben der glücklichen Verstandesbegabung müssen wir eine hohe soziale Gefühlsveranlagung als Voraussetzung der spezifisch menschlichen Aufwärtsentwicklung annehmen. In ihren Grundlagen bereits im geselligen Leben auf der Tierstufe erworben, mußten sich die sozialen Fähigkeiten

in befruchtender Wechselwirkung mit den intellektuellen als mächtig wirkende Waffen und Auslesewerte im kollektiv geführten Kampf ums Dasein bewähren. Die Tugenden der gegenseitigen Hilfe und Erfreuung innerhalb der stammverwandten Gruppe bildeten mit den rauen, auf Gewalt, List und Grausamkeit eingestellten Tüchtigkeiten des äußeren Kampfes das disharmonische Ensemble der moralischen Eigenschaften, die, auf dem Wege der natürlichen und sexuellen Zuchtwahl immer höher entwickelt, den in die Geschichte eintretenden Menschen auszeichnen.

Gelingt es verhältnismäßig leicht, mit Hilfe der Lehre von der Auslese der Passendsten im Kampf ums Dasein das Problem der Entwicklung des Menschen aus der Tierheit bis an die Schwelle der Kultur in seinen wesentlichsten Zügen verständlich zu machen, so sehen wir uns vor eine neue, schwierige Komplikation gestellt, wenn wir die Weiterentwicklung unseres Geschlechtes auf der Stufe der Zivilisation ins Auge fassen.

Die gesellig lebenden Menschen niederer Stufe überlieferten die einmal errungenen Einrichtungen zur Erleichterung ihres Daseins von Generation zu Generation. Waffen und Werkzeuge, Hütten, Tierfelle, Herden, Bodenkulturen usw. wurden Stammes- oder Familienerbe. Sie bildeten einen sich von Stufe zu Stufe vermehrenden, wertvollen Bestand an realen Kulturgütern. Hand in Hand damit ging die Herausbildung von geistigen Besitzständen, praktischen Erfahrungen und theoretischen Einsichten, die durch Tradition, insbesondere durch Unterweisung der Nachkommenschaft, erhalten und vermehrt wurden. Diese gegenständlichen und geistigen Traditionswerte gewinnen gegenüber den durch organische Vererbung übertragenen generativen Werten immer größere Bedeutung als Hilfsmittel und damit zugleich als Auslesewerte im Kampf ums Dasein. Der mit ihnen besser aus-

gerüstete Stamm hatte mehr Aussicht, sich im Kampf mit der Natur oder mit konkurrierenden Stämmen zu behaupten. Ebenso war innerhalb derselben sozialen Gruppe das mit besseren Werkzeugen und Waffen, mit soliderer Wohnstätte und wärmerer Bekleidung, oder mit besserem Wissen und Können durch Überlieferung ausgerüstete Individuum im Vorteil gegenüber den Gefährten.

Aufsteigend von der Stufe des herumsehweifenden Jägervolkes zum herdenbesitzenden Nomadenstamm, von diesem zum ansässigen Ackerbauvolk und weiter hinauf zum Handels- und Industrievolk, sehen wir eine immer größere Anhäufung jener objektiven, durch äußere Vererbung weitergegebenen Kulturwerte, die als Auslesewerte mit den organischen Erbwerten in Konkurrenz treten.

Das ist das neue Moment, das die menschliche Entwicklungsgeschichte auf den höheren Kulturstufen in wachsendem Maße kompliziert. Es ist das Verdienst Wilhelm Schallmayers, in seinem Buch über „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker“ auf die Ablenkungen, Hemmungen und Durchkreuzungen, die durch diese sich anhäufenden Traditionswerte in das Kräftespiel des Ausleseprozesses kommen, nachdrücklichst hingewiesen zu haben.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus die Gestaltung des Ausleseprozesses innerhalb der hochentwickelten sozialen Gebilde, wie sie uns in den modernen Kulturnationen entgegentreten, so sehen wir zunächst die physischen Erbwerte, die Gesundheit des menschlichen Körpers schwer bedroht durch die Art der Berufstätigkeit. Die großartige Steigerung der objektiven Kulturwerte ist Folge und Ursache einer fortschreitend differenzierten Arbeitsteilung. Diese immer weiter getriebene Spezialisierung bedeutet für das einzelne Individuum aber einen Zwang zur Vereinfachung seiner organischen Funktionen während des größten Teiles seines wachen Daseins.

Zu dieser berufsmäßigen Vereinseitigung der organischen Funktionen, der Überanstrengung der einen, der Vernachlässigung der anderen, treten mannigfache Schädigungen von außen. Unhygienische Verhältnisse der Arbeitsstätte, Mangel an frischer Luft und Sonnenlicht, Staubentwicklung, Hitze oder Kälte, schädigende Gase usw. usw. haben ein Heer von Berufskrankheiten zur Folge. Sofern dieselben eine dauernde Verschlechterung des Ernährungsstandes, eine Vergiftung des ganzen Körpermaterials zur Folge haben, werden sie auch auf die Keimzellen und damit auf die Nachkommenschaft übertragen, wirken also degenerierend in der Kette der Geschlechter.

Ein starkes Gegengewicht gegen die degenerative Wirkung dieser Vereinseitigung und Verkümmernng des organischen Bestands des Volkskörpers ist das raschere Wegsterben der so geschädigten Individuen, sowie ihrer etwaigen lebensschwachen Nachkommenschaft. Dieser natürliche Ausleseprozeß wird nun aber in wachsendem Maße durchkreuzt durch Einrichtungen sozialer Fürsorge, die darauf abzielen, die geschädigten Organismen am Leben zu erhalten, ihnen die Fortpflanzung zu ermöglichen und auch ihre gesundheitlich minderwertige Nachkommenschaft am Leben zu erhalten. Schon Darwin erkannte diese Durchkreuzung des natürlichen Ausleseprozesses durch soziale Fürsorgeeinrichtungen und bemerkte darüber im fünften Kapitel der „Abstammung des Menschen“:

„Unter den Wilden werden die an Körper und Geist Schwachen bald eliminiert; die Überlebenden sind gewöhnlich von kräftigster Gesundheit. Wir zivilisierten Menschen dagegen tun alles Mögliche, um den Prozeß dieser Ausscheidung zu verhindern. Wir erbauen Heime für Idioten, Krüppel und Kranke. Wir erlassen Armengesetze, und unsere Ärzte bieten alle Geschicklichkeit auf, um das Leben der Kranken so lange als möglich zu erhalten. Wir können wohl annehmen, daß durch die Impfung Tausende

geschützt werden, die wegen ihrer schwachen Widerstandskraft den Blattern zum Opfer fallen würden. Hierdurch können auch die schwachen Individuen der zivilisierten Völker ihre Art fortpflanzen. Niemand, der etwas von der Zucht von Haustieren weiß, wird daran zweifeln, daß dies äußerst nachteilig für die Rasse ist. Es ist auffallend, wie bald ein Mangel an Sorgfalt oder auch übel angebrachte Sorgfalt zur Degeneration einer domestizierten Rasse führt; ausgenommen im Falle des Menschen selbst wird auch niemand so töricht sein, seinen schlechtesten Tieren die Fortpflanzung zu gestatten."

Es fehlt nicht an Leuten, die auf Grund dieser Konstatierung den Standpunkt vertreten, daß Darwinismus und soziale Fürsorgepolitik in einem unversöhnlichen Gegensatz zueinander stünden. Von diesem Standpunkt aus hat man alle jene auf künstliche Erhaltung der Schwachen ausgehenden sozialen Bestrebungen zu diskreditieren versucht. Man hat das Recht des Starken auf Gemüthshärte gegenüber dem Schwachen daraus abgeleitet und soziales Mitleid als gemeinschädliche Schwäche stigmatisiert.

Darwin selbst war weit entfernt, diese Folgerung aus seinen Bemerkungen zu ziehen. Unmittelbar im Anschluß an die zitierte Stelle sagt er: „Die Hilfe, die wir dem Hilflosen schuldig zu sein glauben, entspringt hauptsächlich dem Instinkt der Sympathie, die ursprünglich als Nebenform des sozialen Instinkts auftrat, aber in der schon früher angedeuteten Weise allmählich feiner und weitherziger wurde. Jetzt können wir diese Sympathie nicht mehr unterdrücken, selbst wenn unsere Überlegung es verlangte, ohne daß dadurch unsere edelste Natur an Wert verlöre.“ Darin müssen wir Darwin unbedingt zustimmen; es würde zur schlimmsten Charakterverrohung führen, wollte man die Gefühllosigkeit und Tatlosigkeit angesichts individuellen und sozialen Elends als höhere Pflicht proklamieren.

Diejenigen, die das mitleidlose Zugrundegehenlassen der

Schwachen unter Hinweis auf die Notwendigkeit der Auslese der Stärkeren befürworten, dürften aber auch nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Der Begriff der Stärke deckt sich in der auf Eigentum und Arbeitsteilung begründeten Kulturgemeinschaft keineswegs mehr mit organischer Kraft und Leistungsfähigkeit. Die persönliche Stärke im Kampf um die Existenz ist auf dieser Stufe, wenn nicht gänzlich, so doch in hervorragendem Maße gleichbedeutend mit guter Ausstattung an objektiven Kulturwerten. Der Besitz von Geld und Gut gibt auch dem körperlich und geistig Schwachen bei dieser Ordnung der Dinge überragende „Stärke“; er kann seine und seiner Nachkommen Existenz in der Regel leichter behaupten als der organisch Starke, dem die Kraft des Kapitals mangelt. Reichtum und Reichtumvererbung bilden also eine weitere Durchkreuzung der natürlichen Auslese in der heutigen Gesellschaft. Wer im Interesse der generativen Höherentwicklung das mitleidlose Zugrundegehenlassen der organisch schwachen Armen fordert, dürfte auch die Erhaltung und Fortpflanzung der organisch minderwertigen Reichen nicht zulassen.

Die Durchkreuzung der Auslese organisch schwacher Individuen durch den Besitz von objektiven Kulturwerten wird noch dadurch in bedenklichster Weise verschlimmert, daß dieser Besitz als starker Auslesewert bei der Gattenwahl fungiert. Das reiche Mädchen findet einen Mann, auch wenn sein organischer Auslesewert ein völliges Minus aufweist, wie der reiche, kranke oder abgelebte Mann ohne Schwierigkeit eine Frau bekommt. Die Folge ist eine schwache, degenerierte Nachkommenschaft, die aber zu den wirtschaftlich Stärkeren gehört und darum gute Aussicht auf weitere Fortpflanzung hat.

In besonderer Weise noch werden die intellektuellen Erbwerte, die das Menschengeschlecht zur Höhe der Zivilisation hinaufgeführt haben, durch den dominierenden Einfluß der äußeren Kulturgüter im Kampf ums

Dasein gefährdet. Die Ausbildung der geistigen Begabung eines Kindes bis zu der Stufe, daß ihre Betätigung eine Familieneristenz ermöglicht, ist im allgemeinen an einen ausreichenden Vermögensstand des elterlichen Paares gebunden. Zahlreiche glückliche Variationen geistig-künstlerischer Begabung bleiben unentwickelt infolge ungenügenden Besitzes. Nicht die Hirnanlage, sondern die Größe des väterlichen Geldbeutels hat vielfach den entscheidenden Einfluß auf die Berufswahl der Kinder. Dadurch kommen andererseits zahlreiche Individuen zu geistigen Berufsstellungen, zu denen ihre Begabung nicht ausreicht; denen sie nur auf Kosten ihrer körperlichen Gesundheit gewachsen sind, oder die sie zum Schaden ihrer Mitmenschen nur äußerst mangelhaft versehen.

Verschlimmert wird diese Irritierung der Auslese nach geistigen Qualitäten durch die besondere Schwierigkeit der Familiengründung für die nicht ausreichend Begüterten unter den geistigen Berufsarbeitern. Heute heiraten die Angehörigen der geistigen Berufe durchschnittlich erst nach dem dreißigsten Lebensjahr. Schon aus diesem Umstand ist ihre Nachkommenschaft relativ geringer an Zahl als die Nachkommenschaft der handarbeitenden Berufsklassen. Dazu kommt die mit der späten Heirat verknüpfte größere Schädigung durch die im vorehelichen Verkehr erworbenen sexuellen Erkrankungen.

Die Gefahr des generativen Rückgangs wird auch hier noch außerordentlich erhöht durch den Umstand, daß gerade den geistigen Berufsarbeitern die reiche Heirat als eine soziale Notwendigkeit erscheint. So wird in überaus zahlreichen Fällen nicht die ebenmäßig begabte, geistig und körperlich als stark wahlverwandt empfundene Frau bevorzugt, sondern diejenige, die genug mitbringt, um einen standesgemäßen Haushalt zu führen oder gar ein Leben im Luxus zu ermöglichen. Die eheliche Verbindung eines begabten Mannes mit einem reichen Gänschen bedeutet

aber in der Regel den Untergang geistiger Erbwerte in der nächsten Generation.

Schließlich muß die geschilderte Verkehrung der sexuellen Auslese auch zu einer Reduzierung der sozialen Erbwerte führen. Die Liebe zwischen Gatte und Gattin, das glückliche Familienleben, das Eltern und Kinder in innigster Gemütsgemeinschaft vereinigt, ist der Urquell der Liebe zu den Mitmenschen überhaupt. Die aus falschen Motiven geschlossene Ehe nicht wahlverwandter, geistig und leiblich disharmonischer Wesen wird oft genug zum Grab der besseren Eigenschaften beider Teile, und die Sprossen solcher Vereinigungen sind der Gefahr der Gemütsdegeneration ausgesetzt. Verkümmern der edleren sozialen Empfindungsanlagen, Herzenshärte und brutaler Egoismus, innere Roheit trotz aller äußerlich verfeinerten Kultur ist die Folge.

Das Schlimmste aber ist, daß gerade diese antisozialen Begabungen im wirtschaftlichen Kampf ums Dasein, der auf das Prinzip der kapitalistischen Konkurrenz gestellt ist, sich als nützliche Eigenschaften bewähren und darum immer mehr gezüchtet werden. Es sind die „Tugenden“ des rücksichtslosen Geschäftsmanns, des Profitjägers und Strebers. Unter sonst gleichen Verhältnissen wird der mit ihnen ausgerüstete seinen humaner veranlagten Konkurrenten aus dem Felde schlagen.

Kann es Wunder nehmen, wenn Beobachter der geschilderten kontraselektoralen Wirkungen pessimistische Anschauungen über die Zukunft unseres und anderer Kulturvölker hegen? Man weist auf die Geschichte der Menschheit hin, die uns lehrt, daß die Völker wie die Individuen eine aufsteigende und absteigende Entwicklung zeigen, daß auf der Höhe der Kultur der Verfall einsetzt, daß die im Aufstieg erworbenen generativen körperlichen und geistigen Werte mehr und mehr verloren gehen, bis das alte Kulturvolk beim Zusammenstoß mit einem kulturell jüngeren in

sich zusammenbricht und als selbständige Kulturnation von der Bühne der Weltgeschichte verschwindet. Der Untergang der babylonischen, der ägyptischen, der griechischen, der römischen Kulturen wird als lehrreiche Beispielskette angeführt. Die einen kommen zu dem fatalistischen Schlusse, daß dies der „naturgesetzliche“, also unabänderliche Verlauf der Dinge sei, in den man sich resigniert zu fügen habe wie in das unabänderliche Los des individuellen Todes. Die anderen weniger fatalistisch gestimmten Verfallstheoretiker erheben die Forderung, auf der Bahn der Zivilisation innezuhalten, mit Bewußtsein zurückzukehren zu einfacheren Formen der individuellen, wirtschaftlichen und sozialen Lebensgestaltung. Zurück zur Natur! lautet ihre Parole.

Indessen flutet der Strom des kulturellen Lebens fort, und die Menschen unserer Zeit scheinen weder geneigt zu sein, den Ruf zur Umkehr auf der seither verfolgten Bahn zu befolgen, noch sich durch die Voraussagungen der Fatalisten die Freude am Dasein herabmindern zu lassen. Mit Recht!

Die Lehre von dem „naturnotwendigen“ Untergang der Völker, die einmal zur „Höhe der Kultur“ aufgestiegen sind, ist eine Hypothese, die durch den Hinweis auf die Schicksale hervorragender Völker früherer Zeiten nicht bewiesen wird. Der Bestand jener großen staatlichen Gebilde wurde von außen her erschüttert und vernichtet durch Völker, deren natürliche kriegerische Tüchtigkeit den Sieg davontrug. Das war nur möglich bei einer Entwicklungsstufe der Kriegstechnik, die auch den bestorganisierten Kulturvölkern keinen annähernd so großen Vorsprung gab, wie ihn die heutigen Kulturnationen vor wilden und halbwilden Völkern haben. Heute ist jedes Naturvolk, und wäre es von idealster organischer Kriegstüchtigkeit, bei einem Zusammenstoß mit einer zivilisierten Macht verloren. Die objektiven Traditionswerte der industriellen Völker auf dem Gebiet der Kriegstechnik können durch keine natürliche

Tapferkeit weittgemacht werden. Auch kein halbzivilisierter Völkerschwarm ist imstande, dem Kriegsapparat einer der europäischen Mächte zu Wasser oder zu Lande standzuhalten. Die kriegerische Leistungsfähigkeit der Völker hat aufgehört, eine Frage der menschlichen Muskulatur und des persönlichen Mutes zu sein.

Und außerdem: wo sind die Naturvölker, vor deren Anprall die modernen Kulturvölker sich zu schützen hätten? Die industriellen Nationen ziehen vor unseren Augen den ganzen Erdkreis in die gleiche Entwicklung hinein; kein Volk bleibt unberührt davon, und jedes Volk niederer Kulturstufe, das sich nicht als anpassungsfähig an die neuen Verhältnisse erweist, ist unrettbar dem Untergang verfallen. Nicht die Vernichtung alter Kulturvölker durch jüngere, tieferstehende Völker, wohl aber die Vernichtung oder Unterwerfung der Naturvölker durch die Kulturnationen, das ist das große Schauspiel, das wir auf dem ganzen Erdball sich abspielen sehen.

So bliebe nur die Möglichkeit, daß die modernen Kulturvölker von innen heraus in ihren organischen Qualitäten so verdürben, daß sie schließlich unfähig würden, den errungenen Kulturstand und mit ihm ihren großen organisatorischen Zusammenhalt zu behaupten. Ein Auseinanderfallen in degenerierte Teilgruppen bis zum gänzlichen Ruin des organischen und des objektiven Bestandes an Kulturwerten wäre dann das Ende der zivilisatorischen Periode ganzer Erdteile oder des ganzen Erdkreises.

Ist das der wahrscheinliche Verlauf der sozialen Entwicklung? Nichts nötigt uns zu dieser Annahme! Die Analogie zwischen dem individuellen Organismus und dem Organismus eines Volkes ist hier durchaus irreführend. Ein Volkskörper ist kein Körper im Sinne eines physiologischen Organismus. Von naturgesetzlichen Notwendigkeiten im Sinne unbewußt sich vollziehender, unabänderlicher chemisch-physikalischer Erscheinungsfolgen

kann man bei geschichtlichen Entwicklungen von Völkern nicht sprechen. Der spezifische Unterschied zwischen organischer Entwicklung und geschichtlicher Entwicklung besteht darin, daß die erstere ohne bewußte Zwecksetzung verläuft. Mag ihr Ergebnis noch so zweckmäßig erscheinen, es ist das Resultat von Kombinationen, die im Unbewußten verlaufen und darum eben den Charakter des Unabänderlichen an sich tragen. Die geschichtliche Entwicklung dagegen ist eine Kombination von organisch unbewußt verlaufenden Naturprozessen und von Aktionen des in sie eingreifenden, sich Zwecke setzenden menschlichen Bewußtseins.

Je höher die geschichtliche Entwicklung aufsteigt, um so mehr sehen wir sie in den Machtbereich des menschlichen Bewußtseins kommen. Ehemals geschah dies nur insofern, als einzelne weitblickende, geistes- und willensstarke Personen die Entwicklung der Völker maßgebend beeinflussten. Darüber hinaus haben die modernen Kulturvölker sich soziale Einrichtungen geschaffen, die ihnen gestatten, ihre eigene Entwicklung (nach ihrem organischen Verlauf sowohl, wie hinsichtlich ihrer objektivierten Wertschöpfungen) mit zahlenmäßiger Schärfe zu erfassen (Statistik). So entsteht ein immer klareres Gesamtbewußtsein vom Stand und Gang der sozialen Entwicklung. Immer mehr gelangen die Völker dazu, planmäßig in sie einzugreifen, sei es auf dem Wege der Gesetzgebung und sozialer Institutionen, sei es auf dem der Aufklärung und Erziehung der einzelnen. So weit wir heute noch von der vollkommenen Durchschauung und Beherrschung des sozialgeschichtlichen Lebensprozesses entfernt sind, so ist doch kein Zweifel, daß gewaltige Fortschritte in dieser Hinsicht gemacht worden sind, und daß die ganze Tendenz der Entwicklung dahin strebt, unsere volkliche Gegenwart und Zukunft in die Gewalt eines zweckbewußten, planmäßig handelnden Gesamtwillens zu bekommen.

Von diesem Standpunkt aus erkennen wir die Möglichkeit wie die Notwendigkeit, die theoretischen Einsichten, die uns aus der Darwinschen Entwicklungslehre erwachsen, in die Sphäre des praktischen Handelns zu übertragen. Dem Willen des einzelnen wie dem Gesamtwillen ist die Aufgabe gestellt, die erkannten degenerativen Tendenzen zu brechen, die Bedingungen des Kampfes ums Dasein innerhalb der sozialen Gesellschaft so zu stellen, daß eine Schädigung der organischen Erbwerte verhindert und die Auslese im Sinne der generativen Höherentwicklung mit allen geeigneten Mitteln gefördert wird.

Stellen wir die Frage, wie das im einzelnen zu geschehen habe, so ist zunächst hinzuweisen auf das große Gebiet bewußter Körperkultur. Ihr ist die Aufgabe gestellt, den physischen Organismus harmonisch zu entwickeln, zu kräftigen, abzuhärten, ihn im Sinne eines gesundheitlichen und ästhetischen Ideals zu fördern. Durch die Entwicklung der intellektuellen und sozialen Eigenschaften als vornehmster Waffen im Kampf ums Dasein wurde die weitere Entwicklung des tiermenschlichen Organismus im Sinne größerer Muskelstärke, eines schneidigeren Gebisses oder anderer tierischer Körperwaffen gehemmt. Statt dessen setzte sich die Tendenz durch, den menschlichen Körper zu einem immer geeigneteren Träger und Instrument durchgeistigter Funktionen zu machen. Auch das bedingt einen gewissen Grad von Kraft und Gewandtheit, und die Basis dafür bildet die organische Gesundheit. Indem die Kulturmenschheit dieses physiologische und ästhetische Körperideal in ihren Ausleseprozeß aufnahm, schob sie einer unbewußten körperlichen Degeneration des ganzen Geschlechts den stärksten Riegel vor. Eine rationelle leibliche Erziehung der Jugend und Durchführung körperlicher Kultur auch für die Erwachsenen, gesündere Wohnungseinrichtungen, systematische Ausnutzung der hygienischen Faktoren des Wassers, der Luft und des Sonnenlichts, sowie rationellere

Ernährung werden als wichtige Faktoren der sozialen Hygiene in wachsendem Maße anerkannt und angewandt.

Dazu tritt das weite Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege, des Schulgesundheitswesens, der Gewerbehygiene und Arbeiterschuttpolitik mit besonderer Berücksichtigung des Kinder- und Mutterschutzes. Auf allen Stufen und in allen Zweigen der Berufsbetätigung ist dem Gesichtspunkt möglichststen Schutzes vor gesundheitlichen Schädigungen Geltung zu verschaffen. So sehr bestritten auch die Vererbbarkeit erworbener organischer Eigenschaften ist, so steht doch unbestreitbar fest, daß Verbesserungen oder Verschlechterungen des elterlichen Organismus, sobald sie konstitutive Wirkung auf das Keimplasma ausüben, auf die Nachkommenschaft übertragen werden. Gesunde Menschen mit normalem Chemismus, das heißt gut ernährtem Zellenmaterial, werden gesündere, organisch besser veranlagte Kinder haben als Eltern, deren Organismus durch ungünstige Lebensbedingungen geschwächt und vergiftet ist. Die hygienische Gestaltung der Arbeitsverhältnisse wird daher unendlich mehr degenerative Erbübertragung ausschalten, als es durch das vorzeitige Wegsterben konstitutionell geschwächter Arbeiter und Arbeiterinnen geschehen könnte.

Man hat mit besonderem Nachdruck auf die schwere Beeinträchtigung der generativen Auslese durch die moderne Säuglingsfürsorge hingewiesen. Es ist unbestreitbar, daß durch sie eine große Zahl körperlich minderwertiger Individuen erhalten wird, die in weniger kultivierten Zeiten ihren baldigen Untergang gefunden hätten, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die weitere Reduzierung der Säuglingssterblichkeit auf dem Wege der sozialen Fürsorge den Prozentsatz künstlich erhaltener minderwertiger Individuen noch vermehrt. Andererseits aber ist das massenhafte Wegsterben der Säuglinge nicht nur eine Sache, gegen die sich unser humanes Gewissen sträubt, es ist auch ein

durchaus unrationelles Verfahren der Auslese. Es sterben nicht nur körperlich schlecht veranlagte, sondern massenhaft auch gut veranlagte junge Menschenkinder dahin, sofern sie nicht in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig genug waren. Auf der anderen Seite wird viel minderwertiges Menschenmaterial erhalten, soweit es sich um die Nachkommenschaft reicher Elternpaare handelt. In jedem Fall aber ist das Wegsterben der Säuglinge eine volkswirtschaftlich durchaus verkehrte Methode der Auslese, denn es bedeutet einen ungeheuren Aderlaß an Gut und Blut, der der erwachsenen Generation ganz unnützerweise beigebracht wird. Nur der zur Arbeitsfähigkeit erwachsende Teil der Nachkommenschaft bringt die auf seine Aufzucht verwandten Opfer wieder herein. Das Bestreben, diesen Prozentteil zu vergrößern, ist eine fundamentale Forderung jeder vernünftigen Volkswirtschaft.

Der Widerspruch zwischen den generativen und den volkswirtschaftlichen Interessen in bezug auf die Säuglingssterblichkeit läßt sich nur dadurch lösen, daß der Geburt organisch minderwertiger Nachkommen vorgebeugt wird. Die sozialhygienische Prophylaxis in Sachen der Fortpflanzung führt hier einzig und allein zu einer befriedigenden Lösung.

Die Verhütung der Fortpflanzung von Individuen, die mit unheilbaren, vererbbaaren oder ansteckenden Krankheiten behaftet sind, ist eine zwingende Notwendigkeit der Volksgesundheitspflege. Darum wäre es zweifellos ein Fortschritt, wenn die heiratenden Paare statt des Segens des Priesters den Segen des Arztes einholen müßten. Die Bekämpfung der erblichen, durch Infektion des Keims übertragbaren Krankheiten ist aussichtslos, wenn sie sich darauf beschränkt, an den Erwachsenen herumzuheilen und nicht auch das Heraufkommen neuer kranker Nachkommenschaft verhindert.

Zur Ergänzung des Heiratsverbotes für Personen, die

an unheilbaren, vererbbaaren oder ansteckenden Krankheiten leiden, müßte die Verhütung der Empfängnis treten und im Notfall das Recht des ärztlichen Eingriffes in das keimende Leben, wo die Geburt eines infizierten, mit der sicheren Anlage zu leiblichem Siechtum oder mit schweren moralisch-geistigen Defekten belasteten Kindes droht. Das ist nicht nur eine Forderung des sozialen Gesundheitsschutzes und der Erhaltung des organischen Wertstandes des Volkskörpers, sondern auch das Gebot richtig verstandener Humanität. Es ist eine Grausamkeit gegen den werdenden Menschen, ihn in ein Leben eintreten zu lassen, das ihm nur eine Quelle unsägliches Jammers sein kann. — Die Möglichkeit und die eventuelle Verpflichtung zur Anwendung antikonzeptioneller Mittel gestattet auch, Härten bei der Verweigerung des ärztlichen Ehekonsenses zu vermeiden und bietet den Betroffenen einen Weg zur Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse ohne Fortpflanzung.

Noch wichtiger aber, weil von viel allgemeinerer Bedeutung, ist die Ermöglichung richtiger Auslese bei der Wahl des Gatten und der Gattin. Hier heißt es: fort mit der Erziehungsmethode, die die Jugend beiderlei Geschlechts in völliger Unkenntnis über Wesen und Bedeutung des Sexuallebens heranwachsen läßt. Hätten die jungen Leute eine richtige Einsicht in die Bedeutung der Gattenwahl für die organische Qualität der Nachkommenschaft, so würden sie diese Seite der Sache sicher weniger leicht nehmen. Von großem Nutzen wäre eine allgemein durchgeführte Koedukation, die die heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechts bei der Arbeit, wie bei Spiel und Sport vereinigt. Nur so gelangen Jüngling und Jungfrau in unbefangenen Verkehr zu einem richtigen Verständnis für die körperliche Gesundheit und die spezifische Schönheit des anderen Geschlechts. Ist aber erst eine gesunde Idealvorstellung in ihrer Seele verankert, so wird sie die erwachende Neigung bei beiden Teilen bestimmend beeinflussen.

Zur Entwicklung einer klaren, starken Empfindung für die organischen Auslesewerte wird auch die Nacktkultur gute Dienste leisten. Sie wird der Verwüstung Einhalt tun, die eine auf rein spiritualistisch-metaphysische Werte aufgebaute Weltanschauung mit den Begriffen der Minderwertigkeit und Sündhaftigkeit des Fleisches am organischen Bestand der „christlichen“ Völker angerichtet hat.

Im Verein mit leiblicher Tüchtigkeit und Schönheit werden die geistigen Auslesewerte, wissenschaftliche, künstlerische, soziale Beanlagungen die ausschlaggebenden Anziehungskräfte für die Gattenwahl sein müssen. Sie sind von jeher in hohem Maßstabe starke Momente für die Auslösung des Liebesenthusiasmus gewesen. Auch heute noch sind sie zwar in Wirksamkeit, mehr aber als früher werden sie im kapitalistischen Zeitalter durch andere Einflüsse durchkreuzt oder überwältigt. In zahllosen Fällen schlägt der Reichtum des Partners oder der Partnerin alle physischen oder psychischen Werte aus dem Felde.

Soweit es sich um junge Leute handelt, die in öffentlichen Diensten stehen, könnte eine Reform der Besoldungsverhältnisse einige Besserung bringen. Man müßte mit den langen Vordienstzeiten aufräumen. Sobald der junge Mann ein Amt versieht, sollte er auch feste Anstellung und ausreichendes Gehalt zur Familiengründung beziehen. Das Gehalt aller Beamten sollte aber so abgestuft werden, daß der Unverheiratete, der nur seine eigene Person unterhält, nur etwa zwei Drittel des Normalgehaltes erhielte; erst mit der Gründung eines Hausstandes wäre ihm das volle Gehalt zu zahlen. Die Alterszulagen aber wären in Kinderzulagen zu verwandeln. Es ist vom sozialen Standpunkt ein Unsinn und eine Ungerechtigkeit, dem Junggesellen oder dem kinderlosen Ehepaar das gleiche Gehalt zu zahlen wie dem Ehepaar, das mit der Aufzucht und Erziehung neuer Menschen sich selbst schwere Opfer auferlegt und der Gesamtheit einen hohen Dienst leistet. Eine solche Regelung

der Besoldung wäre ein mächtiges Mittel, dem jungen geistigen Berufsarbeiter die Familiengründung zu erleichtern, ihn zum rechtzeitigen Heiraten zu bewegen und ihm das Suchen nach einer reichen Frau weniger dringlich erscheinen zu lassen, als es heute leider ist. Es wäre auch zu erwarten, daß eine solche Regelung der Besoldungsverhältnisse in Staat und Gemeinde nicht ohne Einfluß bliebe für die Regelung privater Anstellungsverhältnisse aller Art.

Der drohenden Reduzierung der generativen geistigen Werte läßt sich ferner wirksam dadurch begegnen, daß man das Aufsteigen talentierter Kinder aus den tieferen Schichten des Volkskörpers mit allen Mitteln fördert. Völlig freie Ausbildung und Erhaltung begabter Kinder armer Eltern bis zum Eintritt in die Berufstätigkeit ist eine Forderung, die sowohl im Interesse der betreffenden Kinder, wie auch der Gesellschaft erhoben werden muß. Wenn auf einem Gebiet das Prinzip der freien Konkurrenz am Platze ist, so auf dem der geistigen Kräfteentfaltung. Der Zugang zu der höheren wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung darf unter keinen Umständen abhängig bleiben vom Geldsack der Eltern. Im gesamten höheren Unterrichtswesen aber muß die Leistungsfähigkeit des Schülers allein entscheidend sein für sein weiteres Fortkommen. Dabei ist allerdings das höhere Schulwesen dahin zu reformieren, daß alle sozial wertvollen wissenschaftlichen, künstlerisch-technischen und sittlichen Anlagen zur Entfaltung kommen können und bei der Beurteilung der jungen Leute mit in Rechnung gezogen werden.

Um aber die Zahl der glücklichen Variationen in der Nachkommenschaft der gesamten Volksmasse zu mehren, ist die Hebung der materiellen Lebensverhältnisse der tieferen Schichten mit aller Macht zu erstreben. „Gutes Futter ist die halbe Zucht“, lautet ein landwirtschaftlicher Spruch. Auch für die menschliche Gattung gilt dies zweifellos insofern, als gute, in jeder Hinsicht rationelle Ernährung

im Verein mit sonstigen günstigen physischen Lebensverhältnissen von förderndem Einfluß ist auf die Variabilität der Keimplasmaveranlagung. Das gewaltige Ringen der unteren Volksschichten nach besseren, menschenwürdigen Lebensbedingungen ist nichts anderes als der Ausdruck einer starken biologischen Tendenz nach oben. Sie ist am stärksten in den Schichten, die schon aus der tiefsten Not und Entbehrung heraus sind, denn hier löst die physische Verbesserung des Körperstandes und insbesondere die bessere Nervenernährung mehr geistige und Willensenergie aus. Wieviel höhere Veranlagungen aber noch im Volkskörper ruhen, zeigt ein Blick auf die stattliche Reihe der hohen Intelligenzen, die aus der tiefsten Tiefe des Volkes in die Führerschaft der modernen Arbeiterbewegung aufsteigen.

Von größter Bedeutung für die weitere Aufwärtsentwicklung der Menschheit ist schließlich die bewußte, planmäßige Förderung der sozialen Veranlagung der kommenden Generationen. Die Entwicklung einer lebenskräftigen sozialen Gefühlsgrundlage in jedem Glied der Gesellschaft muß das höchste Ziel aller generativen Politik sein. Die Erziehung vermag nur das zu entfalten, was dem Kinde von den Eltern mitgegeben wurde; eine nicht vorhandene Veranlagung nachträglich zu schaffen, vermag sie nicht. Eine von Haus aus nur auf den nächsten eigenen Vorteil gerichtete Natur bleibt asozial, was für erzieherische Künste auch auf sie angewandt werden mögen. Aber die Erziehung vermag sehr viel, wo eine starke Veranlagung zu sozialer Liebesfähigkeit dem neuen Menschenproß mit auf den Lebensweg gegeben worden ist. Da kann sie die altruistischen Lustgefühle so entwickeln, daß der Mensch die Kraft gewinnt, in Konfliktsfällen sein höchstes persönliches Interesse, sein Leben selbst dem Interesse der Gemeinschaft zu opfern. Ohne einen großen Fond sozialer Erbwerte kann kein soziales Gebilde auf die Dauer bestehen.

Diese sozialen Werte sind es nun gerade, die in der heutigen Gesellschaft am stärksten gefährdet erscheinen. Selbstlosigkeit, soziales Mitgefühl, der Sinn für das Gemeinwohl, Begeisterung für kulturelle Ideale sind Tugenden, die im Ringen um die materielle Existenz nicht vorwärts bringen. Sie stehen in schneidendem Widerspruch zu dem kapitalistischen Erwerbsprinzip und werden darum auch als Auslesewerte bei der natürlichen wie bei der sexuellen Auslese von den gegenteiligen Gefühlsveranlagungen überwältigt.

In diesem grundsätzlichen Widerspruch zwischen den generativen Interessen der Gesamtheit und dem kapitalistisch gerichteten Erwerbsinteresse der einzelnen klappt der tiefste Gegensatz im Innern der heutigen Gesellschaftsorganisation auf. In ihm kulminieren alle früher erwähnten Unstimmigkeiten. Soll unsere Kultur nicht an dem Verderb der organischen (physischen, intellektuellen und sozialen) Erbwerte zugrunde gehen, so muß dieser Konflikt gelöst werden. Er bedeutet eine Entwicklungskrise im Menschheitsleben. Werden die Kulturvölker sie glücklich überwinden?

Mir scheint, sie sind auf dem besten Wege dazu. Der Volkskörper hat bereits begonnen, aus seinem tiefsten Kraftfond heraus gegen das seinen wichtigsten Wertbestand bedrohende Übel energisch zu reagieren. Die untersten, breitesten Schichten des sozialen Organismus, die besitzlose Arbeitermasse, die, allein auf ihre organische Ausrüstung angewiesen, bei der kapitalistischen Existenzgestaltung am schlimmsten fährt, hat sich zum Abwehrkampf aufgerafft. Sie führt diesen Kampf um ihr Kulturdasein gemeinschaftlich als innersoziale Gruppe gegen die kapitalistisch interessierte Gruppe. Solche Gruppen- oder Klassenkämpfe innerhalb der sozialen Gemeinschaft bildeten von jeher die Heilmethode gegen unerträglich gewordene Reibungen und Hemmungen im Entwicklungsgang des sozialen Körpers. Und solange dieser eine Kombination von mehr oder minder scharf ab-

gegrenzten, wirtschaftlich und politisch ungleich bedachten Gruppen (Kasten, Ständen, Klassen) bleibt, wird neben dem individuellen Existenzkampf der kollektive Kampf der gleich interessierten Gruppen und Klassen um bessere Daseinsbedingungen innerhalb des sozialen Ganzen dauern.

Der moderne Klassenkampf der besitzlosen Arbeitermasse zielt auf Ausschaltung des individualistisch-anarchistischen Konkurrenzprinzips aus dem wirtschaftlichen Existenzkampf der Individuen. Kein Zweifel, daß wir uns bereits mitten in einem Umbildungsprozesse befinden, der sich in dieser Richtung bewegt. Eine immer weiter greifende wirtschaftspolitische und sozialhygienische Gesetzgebung haut die Oberherrschaft der Gesamtheit auch in der Sphäre der Güterproduktion und Distribution aus. Die Autokratie der kapitalistischen Unternehmer wird damit gebrochen. Diese selbst geben wichtige wirtschaftliche Individualrechte auf, indem sie sich mit ihren nächsten Konkurrenten zu Vereinigungen zusammenschließen, deren Zweck die Ausschaltung des Konkurrenzprinzips in den betreffenden Produktionszweigen ist. Innerhalb dieser Vereinigungen kommen die Tugenden der Solidarität aufs neue zu Ehren. Dazu kommt die genossenschaftliche Bewegung in der Landwirtschaft, im Kleingewerbe, in der Konsumentenschaft, die dem Solidaritätsprinzip große Gebiete des Wirtschaftslebens unterwirft. Weiter legen Staaten und Gemeinden ihre starke Hand auf wichtige Zweige der Güterversorgung und des Verkehrs. Wohin wir blicken, überall sehen wir tiefgreifende Umgestaltungen, deren gemeinsame Tendenz auf Ausschaltung individueller Willkür aus dem wirtschaftlichen Daseinskampf abzielt.

Wir haben hier den großen Anpassungsprozeß des sozialen Organismus an die veränderten Bedingungen vor uns, die mit dem Aufkommen der modernen Produktionstechnik im Erwerbsleben erzeugt wurden. Indem die Arbeiterklasse in diesem Anpassungsprozesse die organischen

und die kulturellen Interessen der besitzlosen Volksmasse nachdrücklichst zur Geltung bringt, schafft sie die Gewähr, daß die soziale Entwicklung eine Richtung innehält, die nach oben weist. Es gilt, die baldmögliche technisch-ökonomische Zweckmäßigkeit in der Produktion der objektiven Kulturgüter mit der rationellen Pflege und Hinauspflanzung der organischen Erbwerte zu vereinigen. Das ist das große soziale Problem, um dessen Lösung heute gekämpft wird.

May Apel / Darwinismus und Philosophie

□

Zu keiner „Naturphilosophie“ alten Stils will unser Thema hinführen, keine „philosophische“ Theorie oder Kritik des Darwinismus kann versprochen werden. Jede Vermischung von Philosophie und Naturwissenschaft trübt das Bild der Wahrheit. Mit Recht weisen die Naturforscher es als überhebende Anmaßung zurück, wenn Philosophen oder gar Theologen auf Grund von Lektüre einiger naturwissenschaftlicher Werke nun mit wichtiger Miene ihr Gutachten über spezielle Probleme der Naturwissenschaft zum besten geben.

Freilich kann Philosoph, Theologe und Naturforscher in einer Person vereinigt sein, und dann kann in einem solchen Falle von Personalunion philosophisches und naturwissenschaftliches Denken leicht ineinander übergehen. Dennoch wird es auch hier Aufgabe einer kritischen Betrachtung sein, scharf zu trennen, was nun als Resultat der naturwissenschaftlichen Methode anzuerkennen oder als Ausfluß philosophischer und theologischer Anschauung zu beurteilen ist. Von dieser sachlichen Erwägung aus erscheinen als wertlos alle jene wohlmeinenden Hinweise auf glänzende Ge-

stalten der Wissenschaft, wie etwa Newton, den Schöpfer der Weltmechanik, die uns als Musterbilder einer Verschmelzung von Erkenntnis und Religion, von Wissen und Glauben angepriesen werden. Diese geschichtlichen Anführungen können nichts beweisen für das sachliche Verhältnis von Naturwissenschaft und Weltanschauung. Zeigt uns doch die Geschichte der Philosophie sogar strenge Vertreter des Materialismus, die zugleich auch fromme Priester, aufrichtige Theologen waren.

Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der Naturwissenschaft sowohl wie der Philosophie wird es nur ausnahmsweise möglich sein, beide Gebiete als Forscher fruchtbringend zu pflegen. Gar zu nahe liegt die Gefahr der Halbheit und Verflachung, und nicht anlockend klingt das Lob, das einem solchen Halben einst widerfuhr, groß als Naturforscher unter Philosophen, als Philosoph unter Naturforschern dazustehen. Aber nicht bestritten kann werden, daß ein gründliches Studium der Naturwissenschaften von größtem Wert, ja unumgänglich notwendig ist für jeden, der sich ernsthaft mit den Problemen der Philosophie beschäftigt, wie es auch umgekehrt für den Naturforscher nur vorteilhaft sein kann, sich mit philosophischen Dingen abzugeben. Herrscht doch heutzutage zwischen beiden Gebieten ein lebhafter Grenzverkehr, der nur zu oft einem Einschmuggeln verbotener Ware gleicht. Denn Naturwissenschaft ist nicht schon Philosophie, Philosophie umfaßt nicht auch Naturwissenschaft.

Aber trotz dieser notwendigen Trennung bestehen doch Beziehungen und Zusammenhänge zwischen beiden, nur nicht im Sinne einer gleichsam räumlichen Nachbarschaft, so daß etwa da, wo die Naturwissenschaft aufhört, die Philosophie beginnt, daß nach der Physik die Metaphysik einhergeht und so ein ewiger Kampf um die Existenz geführt werden müßte. Je nachdem dieses Verhältnis mit der Vorliebe des Naturforschers oder des Philosophen gesehen wird, er-

scheint dann die Naturwissenschaft als die siegreich vordringende eigentliche ernste Wirklichkeitsforschung, die Philosophie dagegen als armselige, mit leeren Mutmaßungen und Phantastereien spielende und nur noch geduldete Lückenbüßerin, oder es wird der Naturwissenschaft als nur vorläufigen, begrenzten, niederen Erkenntnis das umfassende, abschließende, höhere philosophische Wissen entgegengehalten.

Diese gegenseitige Verkennung und Mißachtung muß verschwinden und sich zum Vorteil unserer ganzen Kultur in ein Verhältnis echter Hochschätzung verwandeln, sobald sich beide Wissenschaften in bezug auf ihre wahren Aufgaben verstanden und geeinigt haben. Als solche tatsächlich gegebenen Beziehungspunkte zwischen Naturwissenschaft und Philosophie seien hervorgehoben:

Wie jede Erkenntnis, so wirkt vor allem, das hat die Geschichte immer wieder gelehrt, die Naturerkenntnis auf die ganze Weltanschauung ein. Das neue naturwissenschaftliche Weltbild ändert auch die philosophische Weltanschauung um.

Bestimmte Richtungen und Resultate der Naturforschung können mannigfache andere Gebiete des Wissens, also auch die philosophischen, beleben und bereichern.

Ferner ist Naturwissenschaft als Wissenschaft, als Erzeugnis menschlicher Geistestätigkeit Gegenstand der allgemeinen Wissenschaft vom Erkennen überhaupt, der Erkenntnistheorie. Wir fragen nach den allgemeinsten Grundlagen und Voraussetzungen der Naturerkenntnis, wir wollen nicht philosophisch die Natur erkennen, aber wir müssen über die Wissenschaft von der Natur philosophieren. Was heißt denn überhaupt naturwissenschaftliches Erklären? Was Erfahrung? Gesetzmäßigkeit? Entwicklung?

Dazu kommt, daß nicht nur die Naturwissenschaft selbst, sondern der Vertreter dieser Wissenschaft die philosophische Kritik herausfordert. Ist doch der Forscher als

Mensch individuellen Strömungen und Stimmungen hingegeben, die Sachliches und Persönliches ineinanderrinnen lassen. Das religiöse Gemüt wie der Atheist sind so geneigt, in der Natur Lieblingsideen als Wirklichkeiten zu erschauen, die doch nur Spiegelbilder ihres Wünschens und Wollens sind.

Geschichtlich besteht freilich engste Verbindung zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, denn die Philosophie umspannte lange Zeit alles menschliche Streben nach Erkenntnis, bis erst in neuerer Zeit sich die Einzelwissenschaften aus diesem Verbande lösten und selbständig wurden. Mit Staunen sehen wir schon im sinnenden Geist der ersten griechischen Denker den Entwicklungsgedanken auftauchen. Doch waren diese Gedanken noch zu phantastisch, zu sehr bloße Spekulation, um durchzudringen gegenüber der anscheinend erfahrungsmäßigen, anschaulich gegebenen starren Beständigkeit der Arten. Und es ist sehr verständlich, daß Aristoteles mit seiner Lehre von der Konstanz der Arten und einer zweckmäßig bildenden inneren Kraft der große Lehrmeister der folgenden zwei Jahrtausende geworden ist. Fast als naturwissenschaftliches Dogma galt die Konstanz der Arten bis zu Darwins Zeiten, trotz Kant, Goethe, Lamarck. Selbst Johannes Müller, dieser große Berliner Physiologe († 1858), vertrat sie in seinen Vorlesungen.

Im 19. Jahrhundert, das so erstaunlich reich ist an Erfolgen wissenschaftlicher Erkenntnis und praktischen Könnens, erglänzen zwei große, alle auch noch so schönen Einzelerkenntnisse überstrahlende Entdeckungen allgemeinsten Charakters: die Auffindung des Prinzips von der Erhaltung der Energie durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer (1842, 45) und die Begründung der Entwicklungslehre durch Charles Darwin 1859. Beide Forscher sind nicht Männer vom Fach in herkömmlichem Sinne, Mayer ein Arzt, Darwin ein freier Liebhaber der Naturwissenschaften, beide finden den Keim zu ihren großen

Gedanken in fernen Landen, Mayer in Java, Darwin in Südamerika, und kehren heim als Entdecker eines unermesslichen Neulandes der Wissenschaft.

Als endlich nach langem Zögern und unablässiger vieljähriger Arbeit Darwin als Fünzigjähriger im November 1859 sein Werk: „Über Entstehung der Arten durch natürliche Züchtung“ hinaus sandte, wirkte es auf die Zeitgenossen gleich einer ungeheuren Katastrophe. Haeckel wies 1863 in einem Vortrage nachdrucksvoll darauf hin, daß diese Entwicklungstheorie Darwins „einstteils ein ganzes großes wissenschaftliches Lehrgebäude, das sich Jahrhunderte lang fast allgemeiner Anerkennung erfreute und noch erfreut, in seinen Grundlagen zu erschüttern droht, andernteils aber in die persönlichen, wissenschaftlichen und sozialen Ansichten jedes einzelnen auf das tiefste einzugreifen scheint.“ Und 1877: Charles Darwin war es, der „die starre Eisdecke der herrschenden Vorurteile zuerst durchstieß, beseelt von demselben Grundgedanken einer einheitlichen Weltentwicklung, welcher vor hundert Jahren unsere größten Denker und Dichter bewegte, an ihrer Spitze Immanuel Kant und Wolfgang Goethe.“ Und ein anderer Forscher, der jene große Zeit miterlebt hat, Emil Du Bois-Reymond, rühmt 1876: „Es war ein Schlag, wie die Geschichte der Wissenschaft noch keinen sah: so lange vorbereitet und doch so plötzlich; so ruhig geführt und doch so machtvoll treffend; an Umfang und Bedeutung des erschütterten Gebietes, an Widerhall bis in die fernsten Kreise menschlicher Erkenntnis eine wissenschaftliche Tat ohnegleichen.“ „Die wenn auch nur von ferne gezeigte Möglichkeit, die scheinbare Zweckmäßigkeit aus der Natur zu verbannen und überall blinde Notwendigkeit an Stelle von Endursachen zu setzen, erscheint als einer der größten Fortschritte in der Gedankenwelt, von welchem in der Behandlung dieses Problems eine neue Epoche sich herschreiben wird. Jene Qual des über die Welt nach-

denkenden Verstandes in etwas gelindert zu haben, wird, solange es philosophische Naturforscher gibt, Charles Darwins höchster Ruhmestitel sein."

Was hat Darwin geleistet? Wir unterscheiden zwei Hauptpunkte: er hat erstens dem Entwicklungsgedanken, der Abstammungs- (Deszendenz-) Theorie endgültig zum Siege verholfen und zweitens die Umwandlung der Organismen durch das von ihm gefundene Prinzip der natürlichen Züchtung zu erklären gesucht.

Im Anschluß an einen energischen und strengen Darwinisten der Gegenwart, Konrad Guenther,*) können wir die darwinistische Lehre so formulieren: Die heutige Lebewelt unseres Planeten hat sich im Laufe der Erd-epochen allmählich aus einfachsten Formen entwickelt. Diese Entwicklung war und ist das Werk der Naturzüchtung, eines Prinzips, welches auf den allgemeinen Naturgesetzen beruht und welches daher das Verständnis der Organismen auf mechanistischer Grundlage ermöglicht. Wie die Kiesel im Bach durch die Flut herumgewälzt werden und die kleinen weiterrollen, die größten liegen bleiben, so wirkt die Naturzüchtung. Wir betrachten zuerst die spezielle Darwinsche Theorie, das mechanistische Prinzip der Naturzüchtung, in ihrer allgemeinen Bedeutung, indem wir sie in den großen Entwicklungsgang menschlichen Forschens einordnen. Die ganze Geschichte der Philosophie ist durchzogen von dem Gegensatz des Mechanismus und der Teleologie, der vom Naturgesetz bedingten Notwendigkeit und der über, hinter dem kausalen Geschehen waltenden Idee der Zweckmäßigkeit. In großartigen Zügen entwarf der gewaltige Denker und Naturforscher Demokrit (um 400 vor Christi) ein bis heute in seinen Grundlinien wirksames Bild der mechanischen

*) „Der Darwinismus und die Probleme des Lebens“ (Volksausgabe), ein lichtvolles, gründliches und doch allgemein verständliches Werk.

Weltanschauung: ein Wirbel von Atomen, das ist unsere Welt, aber vom Größten bis zum Kleinsten, vom Fernsten bis zum Nächsten geschieht alles mit Notwendigkeit und aus einem Grunde. Auflösung aller zusammengesetzten Erscheinungen in unteilbare letzte Elemente, die Atome, und Erklärung aller Naturvorgänge durch Bewegungsprozesse, eine allumfassende Mechanik der Atome, war als Endziel aller Wissenschaft proklamiert. Sogar der kühne Gedanke einer Weltbildung nach rein naturwissenschaftlichen Prinzipien war von Demokrit schon ausgesprochen. Aber alles blieb bloße Spekulation. Was sollte Mechanik der Atome und Mechanik des Weltalls in einer Zeit, da die Grundlagen der Mechanik, der Physik, die Gesetze der Bewegung noch gar nicht festgelegt waren?

Mit staunender, schweigender Seele stand der Mensch vor dem wunderbaren Anblick des regelmäßigen Ganges der Himmelskörper und dem noch größeren Rätsel der zweckvollen Gestaltung organischer Formen, bis seinem Geiste mehr und mehr der Gedanke aufging, daß diese unendliche Harmonie Ausdruck einer alldurchdringenden göttlichen Vernunft, einer in allen Dingen zweckmäßig wirkenden Kraft sei, daß nur so die Welt als Kosmos (Schmuck) begreiflich wird.

In der Gestalt, wie der systematische Kopf des Aristoteles diese Teleologie meisterhaft ausprägt, beherrschte dann diese Zweckmäßigkeitslehre, da sie selbst in mancherlei Hinsicht sich so äußerst zweckmäßig erwies, die kommenden Jahrhunderte, ja sie ist noch heute lebendig in der Lehre vom Vitalismus. Aus dem Gebiet der Physik, der anorganischen Natur, ist die teleologische Betrachtungsart im 17. Jahrhundert mit der Durchführung der Mechanik durch die genialen Forscher Galilei, Descartes, Newton, Leibniz u. a. verdrängt worden. Wir suchen nicht mehr nach dem Zweck des Fallens schwerer Körper, um uns dann etwa mit der wohlfeilen Annahme eines „Strebens nach unten“ zu beruhigen, sondern begreifen den Vorgang in seinem Gesetz.

Einen gewissen Abschluß dieser neuen Denkrichtung vollzieht Kant: als Naturforscher in seiner „Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprung des ganzen Weltgebäudes, nach Newtonschen Grundsätzen abgehandelt“ (1755), als Philosoph in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), die wesentlich eine Rechtfertigung und Begründung der Naturwissenschaft als Wissenschaft von dem gesetzmäßigen Zusammenhang der Erscheinungen darstellt.

Indem Kant dort die mechanistische Welterklärung in allen ihren Konsequenzen anerkennt und nach Möglichkeit durchführt, stellt er sich in schärfsten Gegensatz zu dem damals wieder weitverbreiteten Unwesen naïv-teleologischer Anschauungen, die ein direktes Eingreifen von Gottes Hand in das Naturgeschehen erträumten. Ernsthaft gemeinte erbauliche Betrachtungen vergnügten sich an der göttlichen Güte, die die labenden Kirschen im heißen Sommer und nicht im kalten Winter reifen läßt, und Kant spottet über die Meinung derer, die durch Gottes Finger die Laufbahnen für die Flüsse gegraben sein lassen. Vielmehr: ein mechanischer Prozeß bringt Folgen hervor, die dann der Entwurf höchster Weisheit zu sein scheinen. Aus allgemeinen Naturgesetzen läßt sich die Schönheit und Zweckmäßigkeit in den Dingen herleiten. Und folgender Gedanke ist wohl geeignet, die übergroße Freude an der „Zweckmäßigkeit herabzustimmen: „Eben dieselbe unbeschränkte Fruchtbarkeit der Natur hat die bewohnten Himmelskugeln sowohl als die Kometen, die nützlichen Berge und die schädlichen Klippen, die bewohnbaren Landschaften und die öden Wüsteneien, die Tugenden und Laster hervorgebracht.“

Die späteren kritischen Schriften Kants haben zum Hauptgegenstande den Nachweis, daß Naturerkenntnis zur Voraussetzung Naturgesetzmäßigkeit hat. Grundpfeiler aller Naturforschung sind die Sätze: Die Naturwissenschaft muß den Einfluß immaterieller Wesen durchaus zurückweisen;

wir müssen „uns aller Erklärung der Natureinrichtung, die aus dem Willen eines höchsten Wesens gezogen worden, enthalten, weil dies nicht mehr Naturphilosophie ist, sondern ein Geständnis, daß es damit bei uns zu Ende gehe“.

So unternimmt Kant in der berühmten Stelle der „Kritik der Urteilskraft“ (1790) sogar „das gewagte Abenteuer der Vernunft“, die mechanische Erklärungsweise auf die organisierte Natur auszudehnen. Man kommt bei der Wahrnehmung von Ähnlichkeiten im Bau aller Naturwesen zur Vermutung einer Verwandtschaft aller Naturgestaltungen durch Abstammung von einer gemeinschaftlichen Urmutter vom Menschen bis zum Polyp, den Mosen und Flechten bis zur niedrigsten Stufe der Natur, zur rohen Materie, aus welchen und ihren Kräften nach mechanischen Gesetzen (gleich denen, wonach sie in Kristallzeugungen wirkt), die ganze Technik der Natur abzustammen scheint.

Sreilich soll damit das Rätsel der zweckmäßigen Organisation nicht bis in seinem letzten Kern gelöst sein, insofern der Urmutter aller Geschöpfe, dem Mutterschoß der Erde, eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation beizulegen sei, denn eine Urzeugung, h. h. Erzeugung eines organisierten Wesens durch die Mechanik der rohen, unorganisierten Materie sei ungereimt.*)

*) Es sei hierzu bemerkt, daß das Problem der Urzeugung kein philosophisches, sondern rein naturwissenschaftliches ist. Die Logik könnte allenfalls ein Beispiel für einen Trugschluß in dem öfters auftretenden Gedanken finden, daß, weil bisher das Experiment die Urzeugung in jedem Fall als nicht vorhanden aufwies, nun Urzeugung überhaupt, unter allen anderen Umständen, unmöglich sei. Ein lehrreiches Beispiel, wie selbst führende Forscher aus Voreingenommenheit gröblich irren können, ist folgendes: der große Chemiker Berzelius hatte noch im Jahre 1827 die organische Chemie als die Wissenschaft von den Stoffen bezeichnet, die unter dem Einfluß der Lebenskraft entstanden. Und ein Jahr später schrieb W ö h l e r an ihn: „Ich muß Ihnen erzählen, daß ich Harnstoff machen kann, ohne dazu Nieren oder überhaupt ein Tier nötig zu haben.“

1755 hieß es: „Mich dünkt, man könne in gewissem Verstande ohne Vermessenheit sagen: Gebt mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen! Das ist, gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Welt daraus entstehen soll.“ „Ist man aber imstande zu sagen: Gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Raupe erzeugt werden könne?“ Entschiedener klingt die Prophezeiung 1790: es sei für Menschen ungereimt zu hoffen, daß noch dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen könne.“

70 Jahre später war Darwins Werk erschienen.

Hat Darwin nun als „Newton des Grashalms“ diese Prophezeiung zushanden gemacht?

Es ist nicht unsere Aufgabe, das Darwinsche Prinzip zu kritisieren. Es hat viel Beifall gefunden, auch viel Widerspruch. Immer aber wird es seine Stelle behalten als erster Versuch einer rein mechanischen Erklärung für die Entstehung organischer Naturformen. Wenn aber sein Prinzip auch im Kampf der Meinungen sich siegreich durchsetzen, wenn es das einzig geltende bleiben sollte (Darwin selbst war kein Darwinist, indem er noch andere nicht mechanistische Prinzipien heranzog), — ein Newton der organischen Natur wäre Darwin dennoch nicht. Newtons Prinzip der allgemeinen Anziehung läßt sich ohne weiteres rechnerisch verwerten, und in wunderschönen Formeln der Mechanik zeichnet der Geist des Mathematikers ein Abbild der wirklichen Bewegungen der Himmelskörper und kann so Sonnen- und Mondfinsternisse für Vergangeheit und Zukunft berechnen und das Weltgeschehen sich unterwerfen. Kein Biologe kann mit der Theorie der Naturzüchtung Entsprechendes leisten. Wir stoßen auf die Vorgänge der Vererbung und Abänderung, die selbst erst einer mechanischen Erklärung bedürfen. Müssen wir auch als Ziel alles Forschens hinstellen, alle Erscheinungen zurück-

zuführen auf physikalisch-chemische Prozesse, so müssen wir zugleich zugeben: wir sind von diesem Endziel ungeheuer weit entfernt. Ja, man kann sagen: diese Aufgabe ist eine endlose, die erst gelöst sein würde mit dem Ende der Wissenschaft. Noch können wir die Erscheinung eines Grasshalms nicht auflösen in chemisch-physikalische Prozesse, ja, noch türmt sich in Physik und Chemie selbst Problem über Problem.

Aber das bleibt: wissenschaftliches Begreifen reicht so weit, als es gelingt, die Naturprozesse darzustellen als räumlich-zeitlich-kausalnotwendige Vorgänge. Der Zweckbegriff hat sich hier nicht einzumengen. Die philosophische Kritik hat sich nicht an den augenblicklichen wirklichen Bestand unseres Wissens zu halten, sondern an die letzte Möglichkeit, das Ideal aller Erkenntnis. All das Reden von Zieltrebigkeit, Entwicklungstreben, bestimmter Richtung der Abänderung ist für wissenschaftliches Erkennen wertlos, ist ein Hineintragen menschlicher Willensstrebungen, übersinnlicher, unbegreiflicher Kräfte in die Naturwissenschaft, die davon keinen Gebrauch machen kann. Hier gilt Kants Wort: „Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur muß wiederum aus Naturgründen und nach Naturgesetzen erklärt werden, und hier sind selbst die wildesten Hypothesen, wenn sie nur physisch sind, erträglicher als eine hyperphysische (übernatürliche), d. i. die Berufung auf einen göttlichen Urheber, den man zu diesem Behufe voraussetzt.“ In der Naturerklärung das Gebiet der Naturursache zu verlassen, wäre ein „Prinzip der faulen Vernunft“ (1781). „Was soll man überhaupt von der Hypothese unsichtbarer, die Organisation bewirkender Kräfte, mithin von dem Anschlage, das, was man nicht begreift, aus demjenigen erklären zu wollen, was man noch weniger begreift, denken!“ (1784.)

Ist nun in diesem eisernen Mechanismus nicht alles Geistige und Göttliche ums Leben gebracht?

Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Und dennoch:

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Wir trennen die Frage nach der mechanischen Erklärung, der kausalen Erkenntnis von der Frage nach der teleologischen Beurteilung, der bewertenden Kritik. Der Zweckbegriff und das zweckmäßige Handeln ist keineswegs ins Wesenlose verflüchtigt, hat vielmehr seinen Halt in dem festen einzigen Punkt, in dem allein wir es mit der „Wirklichkeit“ zu tun haben, weil wir selbst das Wirkliche sind, — der Mechanismus darf nicht zum Materialismus werden. Die fruchtbare mechanische Methode der Naturforschung, alle räumlichen Naturerscheinungen in Bewegungsprozesse aufzulösen, darf nicht verfälscht werden, indem man ihr den Rang einer Weltanschauung verleiht, also alles Wirkliche für Materie und Bewegung ausgibt. Diese Maske muß herunter, wenn ernste Wissenschaft nicht zur Posse werden soll. Hier setzt die kritische Philosophie, die Erkenntnistheorie ein, die uns als Grundlage jeder idealistischen Welt- und Lebensanschauung einen unermesslichen Dienst leistet. *) Die räumlich-zeitlich-kausale Welt der Dinge ist eine Erscheinungswelt,

*) Die folgenden kurzen Andeutungen sind ausführlicher entwickelt in den Schriften: „Die Weltanschauungen Haeckels“, kart. 1,— Mk. und „Kommentar zu Kants Prolegomena“, brosch. 2,50 Mk., geb. 3 Mk. Beide Bände sind im Buchverlag der „Hilfe“ erschienen.

aber nicht eine absolute, alles Wirkliche ausschöpfende, in sich bergende Macht. Der Mechanismus ist ein Netz, gewebt vom menschlichen Denken, um diese räumliche Erscheinungswelt zu begreifen, aber nicht um geistige Wirklichkeiten zu fangen, die ihm ewig entgleiten. Die Naturwissenschaft, diese Triumphleistung des Menschengeistes, kann doch unmöglich ihren Urheber, eben diesen Geist, verleugnen, indem sie materialistisch das Geistige für nebensächlich ausgibt oder gar durch die Materie erdrücken will. Nicht in einem versteckten Winkel der Welt verbirgt sich der Mensch mit seinen Idealen, sondern steht frei und aufrecht im Mittelpunkt der Wirklichkeit.

Der Mechanismus selbst kennt keinen Gott, darf ihn nicht kennen, er unterscheidet auch nicht gut und böse, schön und häßlich, niedrig und hoch, unvollkommen und vollkommen: er nimmt die Dinge, „wie sie sind“, d. h. wie sie für die mechanistische Betrachtung sind, d. h. wie sie in diesem künstlichen Licht einer naturwissenschaftlichen Methode erscheinen, nicht wie sie etwa an sich selbst leuchten. Was der Mechanismus nicht kann und darf, tut aber der Mensch, das Bewußtsein, und muß es tun. Nicht erstickt die Seele im Getriebe des Weltmechanismus, denn sie fühlt in sich aufsteigen und emporquellen Werte und Wirklichkeiten eigener Art. Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit sind keine mechanischen Prozesse, denn diesem materiellen Geschehen genügt das bloße Dasein, es ist gleichgültig gegen das Wesein. Auch Gott ist nicht von dieser Welt des Mechanismus, kein Ding unter Dingen, kann also auch durch die mechanistische Anschauung nicht in seinem Sein und Wesen geschädigt werden.

Wir beten nicht die Bilder an, welche eine mechanistische Naturwissenschaft von ihrer Welt entwirft, sondern finden in uns selbst, in unserer Welt des inneren Erlebnisses, des Wollens und Strebens, Fühlens und Sehnsens wahre Wirklichkeit und Berührung unseres endlichen Geistes mit dem unendlichen Göttlichen.

Den Mechanisten gegenüber, welche den Mechanismus zur Begründung einer materialistischen Philosophie mißbrauchen, mag es gestattet sein, metaphysische Gedanken anderer Art auszuspielen, wie sie von tiefsinnigen Denkern entwickelt sind: das gesamte Weltgeschehen ist ein mechanischer Ablauf, aber im ganzen zugleich als Zweckverwirklichung zu verstehen; alles geschieht, wie es geschehen muß und soll. So Leibniz, dieser geniale Förderer der Mechanik. So Spinoza: Die Naturgesetze sind nichts anderes als Gottes ewige Beschlüsse, denen ewige Wahrheit und Notwendigkeit innewohnt. Und der junge Kant (1755): Man erhält eine höhere Vorstellung von der göttlichen Wirksamkeit, wenn man die Natur als ein geordnetes Ganze betrachtet, das kraft seiner eigenen Gesetze das Schöne und Zweckmäßige hervorbringt, als wenn man meint, die allgemeinen Naturgesetze bringen an und für sich selber nichts als Unordnung zuwege, und alle Zweckmäßigkeit der Natureinrichtung könne nur von einem wunderbaren Eingreifen der Gottheit herrühren. Und ganz ähnlich Darwin am Schluß seines Werkes: Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat und daß, während unser Planet, den strengen Gesetzen der Schwerkraft folgend, sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Umfange sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch entwickelt.

Freilich sind das keine exakten Beweisgründe für das Dasein Gottes. Aber Metaphysik wider Metaphysik! — Für die kritische Philosophie des alten Kant kann Naturerkenntnis nicht die Existenz Gottes erhärten, freilich auch nicht widerlegen. Darwin sah später die Schwierigkeit, welche „das ungeheure Maß von Leiden in der ganzen Welt“ für solch metaphysisches Suchen nach einer ersten göttlichen Ursache darbietet, und kam zu dem Bekenntnis,

das von Darwin zum Kant der „Kritik der reinen Vernunft“ führt: „Der sicherste Schluß scheint mir der zu sein, daß der ganze Gegenstand jenseits des Auffassungsvermögens des Menschen liegt; der Mensch aber kann seine Pflicht tun.“

Es ist nicht anders: eine vorurteilslose Naturbetrachtung muß es ablehnen, in den einzelnen Naturerscheinungen Gottes Finger sehen zu wollen. Aussichtslos, unnötig, ja gefährlich ist es, sittlich-religiöse Kraft aus dem einzelnen Naturvorgang schöpfen zu wollen. Wir können unsere menschlichen Begriffe nicht zum Maßstab des Unendlichen machen. Wir sind keine Welt schöpfer und können die Notwendigkeit des Geschehens nicht nach unseren Wünschen beurteilen. Unsere Sache aber ist es, in unserem Geistesleben Zwecke tatkräftig zu verwirklichen, mit Freudigkeit für das Wachstum des Idealen zu kämpfen und mattherziges Verzagen als sehr unzweckmäßig auszumerzen. Dann wird sich auch unser Sein verknüpft wissen mit dem ewigen Urgrund alles Seienden.

Darwin hatte schon 1837 in sein Tagebuch geschrieben: „Meine Theorie wird zu einer ganzen Philosophie führen.“ Nun ist zwar der Entwicklungsgedanke uralt, und in neuerer Zeit waren edelste Geister nicht davor zurückgebebt, in den Ring der Entwicklung auch den Menschen einzubeziehen. Herder hatte die Tiere unsere erstgeborenen Brüder genannt, und Kant von den Tieren als alten Kameraden gesprochen, über die der Mensch nun stolz sein Haupt erhebt. Dennoch hat schlimmster Hohn und Haß den Darwinismus verfolgt, als dieser nun wirklich Ernst machte, eine große zusammenhängende Linie von den niedersten Tieren bis zum Menschen hinauf zu ziehen. Staat, Sitte, Religion sollen durch diese ruchlose Lehre bedroht sein. Schon 300 Jahre früher konnte man dieselben Redewendungen vernehmen. Da hatte Kopernikus die Gemüter in gleicher Weise erschüttert. Die Erde sollte

nicht mehr der ruhende Mittelpunkt der Welt sein und jetzt der Mensch nicht mehr Krone der Schöpfung? Wo bleibt die Würde des Menschen?

Und dennoch hat die kopernikanische Überzeugung gesiegt und der Entwicklungsgedanke marschiert vorwärts — ohne Verlust an idealen Gütern der Menschheit. Und immer mehr wird sich der befreiende Gedanke durchsetzen, daß wahre Wissenschaft mit allen ihren Entdeckungen wahrhaftige Sittlichkeit und Religion nicht im mindesten schädigen oder verkleinern kann. Was im unaufhaltamen Fortschritt der Erkenntnis vom alten Glauben der Menschheit abfällt und hinsinkt, ist nur unnützer Glitterkram und vergängliche Hülle, nicht wert, fortzudauern; der bleibende ewig wertvolle Kern wird nur um so reiner und wesenhafter hervorstrahlen.

Was ist denn Entwicklung? Mag es im räumlich-materiellen Geschehen nur Umlagerung und Angliederung schon vorhandener Materie zu anderen Gestaltungen geben, — anders ist es im Gebiete seelischen Lebens. Hier in der Welt des Geistes finden wir erst wahre Entwicklung vor, wirkliche Neuschöpfung, ein Emporringen höherer Stufen aus niederen, einen großartigen Werdenprozeß, dessen Ziel wir nicht kennen, denn wer weiß, bis zu welchen Höhen der Entwicklungsgang vorwärts führt?

Nicht kann uns bedrängen der Gedanke unserer tierischen Herkunft, nicht gründen wir unsere Weltanschauung auf die Lücken unserer Erkenntnis. Man führe von den Protisten bis zum Menschen einen zusammenhängenden ungeheuren Aufbau entwicklungsgeschichtlich aus, unser Seelenleben bilde erst die oberste Schicht eines allgemeinen Zusammenhanges: dadurch werden die Tatsachen unseres Geisteslebens nicht im geringsten geändert; die Erkenntnisse der Wissenschaften, die Werke der Kunst, die Erfahrungen der Seele können durch eine vergleichende Psychologie doch nicht entwertet, durchlöchert oder gar wenig entwickelt

werden. Liegt hinter uns ein unendliches Gewimmel eines sich in weite dunkle Fernen verlierenden menschlichen und tierischen Lebens: wir marschieren, auf Erden wenigstens, an der Spitze, und unsere Sehnsucht geht nach vorwärts. Und ob auch unsere Vorfahren einen blutigen Kampf ums Dasein ausgefochten haben, wir fordern, daß er ersetzt wird durch höhere, edlere Formen. Die Ideen von Recht und Gerechtigkeit, von Größe und Würde, von Sittlichkeit und Liebe sollen herrschen im Menschengeschlecht. Und was dem Menschen seinen Wert und seine Würde verleiht, ist nicht das Staubkorn, aus dem er gebildet ist, sondern die Welt seiner Gedanken, Gefühle, Bestrebungen, seine Innenwelt, die doch schließlich größer und erhabener ist als die Welt der unzähligen Gestirne. Der Mensch hat einen ewigen, unendlichen Wert. Er ist gewiß kein Ebenbild Gottes und nicht von Gottes Händen aus Lehm geformt und von ihm mit Lebensodem versehen — im wörtlichen Sinne. Aber in aller Entwicklung ist Gott lebendig, sein Atem geht durch die Welt und wir sind seines Geschlechts.

Rudolph Penzig / Darwinismus und Ethik



„Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber, fand sie mild.
Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang, von hohem Sinn: —
So ist uns allen offenbar:

Naturphilosophie ist Gottes Enkelin!“

Nicht oft ist der alte Goethe so schalkhaft-humoristisch gewesen wie in diesen Zeilen. Und dabei so verzweifelt

ernst. Sie wiegen eine ganze gelehrte Abhandlung über Wert und Grenzen der Hypothese gegenüber der reinen Erfahrung, über das Verhältnis von Menscheng Geist und Gottnatur auf. Sie bedeuten eine scherzhafte, darum aber nicht minder kräftige Abfertigung der schon damals zahlreichen Ritter vom exakten Experiment, die am liebsten aus der reinen Naturforschung den Geist des Beobachters ganz ausschalten wollten und dem Entdecker des Zwischenkiefers, dem genialen Theoretiker der Pflanzenmetamorphose nicht verzeihen konnten, daß er im Nebenamt auch Dichter war. Gleichzeitig aber rückt er innerlich entschieden ab von der Schelling-Hegelschen Naturphilosophie, die aus dem Geist, der Idee, dem Absoluten erst die Natur als eine mangelhafte Erscheinungsform der Vernunft hervorgehen und so Vater und Mutter in Goethes Bilde den Platz tauschen ließ. Goethes Meinung ist in aller Bestimmtheit wirklich: die vom Menschheitsgeiste befruchtete Natur sei die wahre Mutter der Naturphilosophie und diese darum göttlichen Ursprungs und Wertes.

Es ist von Nutzen, sich hieran zu erinnern, wenn der Wert einer Naturphilosophie, wie des Darwinismus, für eine Geisteswissenschaft untersucht werden soll. Denn daß der Darwinismus oder die Abstammungslehre seine wesentliche Bedeutung eben als Einheitsphilosophie, nicht aber als System exakter Naturforschung hat, wird heute mehr und mehr Gemeingut des wissenschaftlichen Bewußtseins. Dazu haben vielleicht nicht so sehr die Angriffe der Gegner, wie Fleischmanns^{*)} gegen die Abstammungslehre überhaupt, Dennerts^{**}) gegen die Selektionstheorie, u. a. m. beigetragen, als die natürliche, von Darwin selbst erhoffte Weiterbildung und Ergänzung, bezw. Verbesse-

^{*)} Die Deszendenztheorie, Leipzig, A. Georgi 1901.

^{**}) Vom Sterbelager des Darwinismus, Stuttgart, Max Kiehlmann 1905.

rung seiner Hilfshypothesen: Auslese, natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl, Anpassung, Vererbung, Variation und Mutation, wie sie von Weismann, Wagner, Nägeli, Roux, de Vries usw. mit Glück versucht worden sind. Es hat sich tatsächlich wieder erwiesen, wie befruchtend der Geist auf die Natur zu wirken imstande ist; dafür zeugt die Geschichte der beispiellosen Wirksamkeit des Goethe-Lamarck-Darwinschen Entwicklungsgedankens auf die eigentliche Naturwissenschaft. Und wenn auch nicht jedes Kind aus dieser Ehe, ich meine jede Art von Naturphilosophie vom Materialismus bis zum Panpsychismus unserer Tage, die Züge von Vater und Mutter gleichmäßig trägt, so darf man doch im ganzen der Menschheit zu dieser Kinderstube, der Gottnatur zu ihren Enkeln, aufrichtig Glück wünschen.

In seiner Stettiner Rede vor der Naturforscherversammlung von 1863 hatte auch Haeckel, der heute als „Dogmatiker des Darwinismus“ so vielfach Angegriffene, es deutlich ausgesprochen: Alle wahre Naturwissenschaft ist Philosophie, und alle wahre Philosophie ist Naturwissenschaft. Alle wahre Wissenschaft aber ist in diesem Sinne Naturphilosophie.“ Gerade wegen seiner „historisch-philosophischen Methode“, nicht in seiner Eigenschaft als exakte und experimentelle Naturwissenschaft, bildete der Darwinismus nach ihm das „Band zwischen Natur- und Geisteswissenschaft“.

Historisch-philosophisch — hier liegt immerhin auch noch eine gewaltige Schwierigkeit, die geeignet war, die zunächst scharf gezogene Grenze zwischen Naturforschung und Naturphilosophie wieder zu verrücken.

Reine Naturphilosophie sagte mit Goethe:
„Alle Gestalten sind ähnlich, doch gleicht keine der
andern —

Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel . . .“

Dieses geheime Gesetz, die Lösung dieses Rätsels war der Doppelgedanke eines Bleibenden im Wechsel, einer ewigen Wandlung und Entwicklung, die mit logischer Notwendigkeit eben die wesentliche Einheit dessen, das sich wandeln kann, verlangt:

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.
Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln —
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in allem,
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."

Hier ist die monistische Idee einer immanenten Kraft oder Substanz, die sich in alle Ewigkeit zu zeitlichen Typen und Individuen ausprägt, mit aller Klarheit ausgesprochen. Es ist der in sich geschlossene Ring des ewigen Werdens, das in jedem Moment der Zeitlichkeit als ein Sein erscheint. Goethe hat nie von seiner Urpflanze Existenz oder Entwicklung behauptet.

Dagegen hat sich der Darwinismus auf das heikle historische Gebiet begeben. Er sucht Antwort, zunächst Teilantwort natürlich, zu geben auf die Frage: Woher die Menschheit? Woher das Tier, die Pflanze, die Zelle, das Anorganische? Und er verläßt absichtlich die „bloße Gedankenwelt“, um in dem geschichtlichen Material von Tatsachen zu schürfen. Wie weit ihm das bisher geglückt ist, darauf hat die naturwissenschaftliche Sachkritik zu antworten. Immerhin wird man aber auf die wirkliche und vollständige Entwicklungsgeschichte mit ihrem ganzen Apparat von Stammbäumen und Entstehungs-

tabellen, mit dem durch die Geologie, Paläontologie, Phylogenie usw. zu erbringenden experimentellen Beweis der Abstammung alles Existierenden aus dem Gewesenen noch ruhig ein Weilchen warten dürfen, ohne darum doch dem Grundgedanken der Einheitsphilosophie untreu werden zu müssen.

Als Philosophie aber endet der Darwinismus natürlich bei der ersten Unbekannten, beim X, bei Urzeugung oder der rein empirischen Tatsache der wirklichen Existenz einer Welt. Ebenso muß er die Frage nach dem Wozu? Wohin? offen lassen. Die Spirale des ewigen Werdens ohne Anfang und ohne Ende.

Beiden gemeinsam ist der Glaube an die Einheit der Substanz; der Glaube an die letzte Identität von Natur und Geist, Stoff und Kraft, an eine Urverwandtschaft alles Existierenden, die sich in der Zeit als Entwicklung des Jüngeren aus dem Älteren, als Abstammungslehre zur Geltung bringt. Beiden gemeinsam aber auch die Unkenntnis von dem, was von rechts gesehen: Ursache, von links gesehen: Zweck darstellt. Mit anderen Worten nach der Priorität von Geist oder Natur. Das lebenswürdige Kind, die Naturphilosophie, weiß eben doch auf die Frage, ob es mehr des Vaters oder der Mutter Kind sei, so wenig zu antworten, wie auf die Frage nach seinem Großvater, Gott!

Dies mußte vorausgeschickt werden, wenn nicht der Leser unter der Überschrift: Darwinismus und Ethik etwa eine natürliche Entwicklungsgeschichte des Gewissens oder des menschlichen Sittlichkeitsbewußtseins erwarten sollte. Andererseits liegt es auf der Hand, daß die Wissenschaft der Ethik einer bloßen Naturphilosophie gegenüber ganz anders freie Hand behält, als der exakten Naturforschung. Tatsachen sind nun einmal unerbittlich und müssen anerkannt werden, ob sie in ein ethisches System passen oder nicht. Gedanken aber über solche Tatsachen und Erklärungs- und Deutungsversuche unterliegen der Nachprüfung aller Geisteswissen-

schaften, der Logik wie der Ethik und Ästhetik; sie werden hier auf ihre Übereinstimmung mit den Normen des Wahren, Guten und Schönen examiniert; nur der Paß: wissenschaftlich zweifelsfrei durch Tatsachen und Experimente erwiesen, würde freien Durchlaß gewähren und die genannten Normalwissenschaften ihrerseits zwingen, ihre Gesetze an den Tatsachen nachzuprüfen.

Das erste nun, was die Ethik dem Darwinismus als dem ersten großen und leidlich geschlossenen Versuch einer Abstammungslehre zu danken hat, ist die Befreiung von der alle unbefangene Forschung erdrückenden Last des kirchlich-theologischen Schöpfungsbegriffes. War Gott der Schöpfer und Erhalter der gesamten sichtbaren, greif- und halbgreifbaren Körperwelt, der sogar nach der naiven Cuvierschen Ansicht unverdrossen hinter jeder fatalen Erdkatastrophe eine neue Schöpfung probierte — wie sollte er nicht auch der Urheber alles Seelenlebens, aller Willensenergie sein, wo hätte das „Gute“ anders seine Heimat haben können als in ihm, dem Urquell alles Guten? Daß auch das Böse, als unvermeidliches Korrelat des Guten, schließlich in die Gottheitsidee zurückverlegt werden mußte, sei es nun in der parsischen Zweiteilung des Licht- und Finsternisgottes, oder in der zeitlichen und hierarchischen Anschauung der Semiten von dem gefallenem Engel, das machte für die Lähmung alles ethischen Denkens keinen Unterschied. Gut und Böse waren eben in die Transzendenz entrückt, verabsolutiert und vergöttlicht; das Gewissen: Gottes Stimme; jeder Verstoß gegen das von der gottgewollten und gottbegnaden Obrigkeit in Kirche und Staat ausgehende Autoritätsgebot noch mit dem besonderen Odium der Majestätsverletzung und Gotteslästerung verbunden, also nicht Irrtum, Fehl, Vergehen, sondern Sünde.

Die schüchternen Versuche, die hie und da während der Herrschaft des Mittelalters, d. h. der rein theologischen Ethik, zuletzt im Zeitalter der Aufklärung sich hervorwagten,

gut und böse natürlich zu erklären (etwa wie Christian Wolff: „Gut ist, was unseren Zustand vollkommen macht, Böse das Gegenteil“), blieben in der Luft hängen, weil die Idee, solche hehre Attribute der Gottheit könnten sich etwa natürlich gebildet und entwickelt haben, als frevelhafter Hochmut erschien. Selbst der „Alleszermalmer“ Kant versetzte nur die Begriffe Gut und Böse um einen Schritt nach rückwärts, in das „Sittengesetz“, und bestimmte als gut jedes Handeln, welches aus dem alleinigen Motiv der reinen Achtung vor dem Sittengesetz (also ohne Rücksicht auf seine Wirkung) erfolgt. Aber das Sittengesetz selbst war ihm — um mit Jodl*) zu sprechen — „eine nicht weiter abzuleitende Tatsache, in welcher eben die Natur des Menschen als eines vernünftigen Wesens zum Vorschein kommt. . . . Der Gedanke einer Entwicklung der Vernunft, an welchem manche Richtungen des 18. Jahrhunderts mit Eifer und Hingebung, obschon unzulänglichen Mitteln gearbeitet hatten, ist hier völlig ausgeschlossen; die Vernunft kennt kein Werden; sie ist das Bleibende, Grundwesende, im Wechsel Beharrende, mit ihr ragt die Ewigkeit in das vergängliche Leben des Menschen hinein“.

Und damit vergleiche man am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts den lapidaren Satz Nietzsches:

„Was gut und böse ist, das weiß noch niemand.“

Dazwischen liegt der Darwinismus, die Entwicklungslehre. Ihr verdanken wir die Möglichkeit einer rein menschlich-natürlichen Ethik und alle ersten, tastenden Versuche, in das Geheimnis des Werdens sittlicher Vorstellungen und Begriffe, in die Geschichte des Gewissens im Einzelindividuum wie in den Völkern, in das Rätsel des Wachsens bestimmter Willensmotive einzudringen.

Es war eine durchaus erhabene Leistung der ersten kindlichen Denkversuche der Menschheit, die Suche nach

*) Geschichte der Ethik, II. S. 27 ff.

der letzten Ursache alles physischen und psychischen Geschehens abzubringen mit der Idee der Gottheit als Schöpferkraft und den endlosen Ausblick in die nebelhaft verschwimmende Zweckreihe abzuschließen ebenso mit der Rückkehr zu Gott. Aber ebenso erhaben war es, mit dem Gedanken der durchgängigen Kausalität auch dem Lebenden gegenüber einmal Ernst zu machen und, statt Gott jedesfür die Schöpfung eines Einzelmenschen mit Körper und Geist, oder doch für die Erschaffung der Arten der Fauna, Flora, des Organischen und Anorganischen zu bemühen, resolut die Idee beim Schopfe zu fassen, es könnte doch wohl auch das eine aus dem andern durch Wandlung und Entwicklung entstanden sein, und mit Hilfe von mehr oder minder einleuchtenden Hypothesen diese Abstammungslehre wenigstens denkbar zu machen. Und wie hier die Transzendenz der letzten Ursache geistigen und leiblichen Seins zur Immanenz gemacht wird, so ist die Natur- und Geistesphilosophie auf dem Wege, auch die Finalität oder Zwecksetzung vom Himmel auf die Erde zu rufen und mit der Erforschung der Gesetze harmonischer Anpassung, organischer Zweckmäßigkeit, innerer Bildungsnormen die Vernunft wieder in dieser Natur selbst zu entdecken. „Zwischen der dem Menschen unsichtbar innewohnenden Kraft und der, die das ganze Weltall ordnet und regiert, gibt es eine innere Übereinstimmung der Wesensgleichheit“ sagt Wilhelm von Humboldt und zeigt damit den Boden, auf dem allein wahre Ethik erwachsen kann, und Schleiermacher nennt Sittlichkeit die „werdende Einigung von Vernunft und Natur“. Auch das Böse ist nun nicht mehr ein unbegreifliches „Radikales“, das aus der höllischen Transzendenz in unsere Welt hineinragt, sondern mit dem eben Genannten „lediglich das Nichtvernunftsein der Natur“. Damit ist ein Lieblingsgedanke der rein menschlichen Ethik: das Böse ist das unreife Gute, schon angedeutet, wenn auch nur aus den Höhen philosophischer Spe-

kulation heraus, während die Entwicklungsethik eben diesen Reifungsprozeß in der ganzen organischen Welt zu erkunden trachtet.

Die bescheidenen Worte Darwins am Schlusse seines Hauptwerkes: „Licht wird auf den Ursprung der Menschheit und ihre Geschichte fallen“, gelten nicht zum wenigsten auch für die Geschichte ihres sittlichen Werdegangs, aus dem die kindlichen Vorstellungen von Offenbarung und Wunder eben deshalb verschwinden werden, weil dieser Prozeß der Humanisierung selbst die entzückendste Offenbarung und das höchste Wunder darstellt.

Weil nun aber die Menschwerdung eben nicht nur ein Naturprozeß ist, sondern den Einzelmenschen und die Menschheit eingliedert in die unabsehbare Armee der Mitarbeiter an der Schöpfung, erwachsen der Menschheit endlich wieder ethische Aufgaben innerhalb der Natur. Die vom Darwinismus vertretene Wesensgleichheit des Menschen mit allen Naturwesen verschleucht nicht nur jenes schwere Hindernis ethischer Entwicklung, den naiven Hochmut des einer unsterblichen Seele und besonderen Heimat teilhaftigen Halbgottes, erlöst nicht nur die Erde aus ihrer bescheidenen Rolle als eines bloßen Sprungbretts zum Jenseitshimmel und die Pflanzen- und Tierwelt aus der mitleidigen Geringschätzung des „Erlösten“, sondern sie stellt auch unsere gesamte intellektuelle, ästhetische und ethische Kultur, unsere technische Naturherrschaft und Zivilisation in den engsten Zusammenhang mit der kosmischen Ordnung. Der Deserteur homo sapiens L., der drauf und dran war, in eine platonische Ideenwelt auszuwandern, ist eingefangen und hat seinen Dienst in dieser Wirklichkeitswelt zu versehen. Die Gattung, die Natur nimmt ihn in Beschlag und weist ihm, dem Individuum seine Rolle in der Gemeinschaft des Alls.

Man darf es wohl ohne Übertreibung als die wesentlichste Aufgabe unseres Jahrhunderts bezeichnen, das Ver-

hältnis des Individuums zur Gattung auf neue Grundlagen zu stellen. Der antiken Auffassung, die in der semitischen, mongolischen und arischen Welt fast allen Wert auf die nationale Gemeinschaft legte und den einzelnen nur als Bürger und Volksgenossen den „Barbaren“ gegenüber schätzte, hatte die religiöse Vertiefung des Christentums ein anderes Ideal entgegengestellt: die durch ihre persönliche Beziehung zu Gott geadelte Einzelseele mit Ewigkeitswert, die auf diese Weise scharf von der ganzen Natur getrennt wurde. Darwinismus und Sozialismus bedeuten hier große Wendepunkte. Wie die Tat des Kopernikus mit einem Schlage die Erde aus ihrer zentralen Stellung im Weltensystem hinauswarf und zu einem bescheidenen Einer unter Millionen machte, so hat die Entwicklungslehre den Menschen aus seiner erträumten Isolierung erlöst und als einfaches Endglied an die Kette der vergänglichen Organismen gereiht. Das Individuum lehrt sie uns kennen als letzten Träger einer unendlichen Tradition von typischen Zügen, ohne doch das Geheimnis der Persönlichkeit zu leugnen; im mystischen Ichbewußtsein erblickt sie die temporäre Einheitsfunktion eines Zellenverbandes, aber weist auch darauf hin, daß hier der immer neue Anstoß zur Fortentwicklung zu suchen ist, wie bei Pflanze und Tier in dem variationsfähigen Einzelexemplar. An ihrer Leistung für das Ganze, den Fortschritt der Gattung, mißt sie den Wert der Persönlichkeit und fordert mit furchtbarem Ernst, daß der einzelne seinen Willen einordne in den Dienst des Ganzen. „Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschst unsterblich zu leben? Lebe im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.“ In diesen Worten Schillers ist die Versöhnung individueller Ewigkeitssehnsucht und opferfreudiger Hingabe an ein Höheres herrlich gekennzeichnet. Wir beruhigen uns nicht mehr mit dem Glauben an einen Gott, der uns seinen Willen direkt oder indirekt offenbart; wir erwarten von dem Gehorsam gegen diesen

göttlichen Willen nicht mehr ewige Seligkeit oder fürchten von trotzigem Widerstreben ewige Pein, sondern wir lassen uns die Norm unseres Handelns diktieren von unserer vernünftigen Einsicht in das, was die Menschheit fördern kann; wir lauschen, was die Vernunft der Menschheit uns mitzuteilen hat und stellen ehrfurchtsvoll unseren Willen unter das allgemeine Gesetz, das die Kulturmenschheit in ihrem Busen gefunden hat.

Die Autonomie der Moral ist das zweite Geschenk, das die Entwicklungslehre uns mitgebracht hat; die soziale oder humane Sanktion der Sittlichkeit an Stelle der Sinai-Gebote.

Von der Biologie, der allgemeinen Lebenskunde, entnimmt die Ethik als menschliche Lebenskunde ihr Gesetz: Erhaltung der Art durch Erhaltung, Anpassung und Vermehrung der Einzelwesen. Leben ist ja nach Spencer nichts anderes als Anpassung an äußere und innere Verhältnisse, d. h. Eigengesetzlichkeit, Autonomie. Von ihr nimmt sie auch das zweite Gesetz der Vervollkommnung, des Fortschritts, der Entwicklung der einzelnen Lebewesen und ihrer Gattungen zu reichster Mannigfaltigkeit und größter Tüchtigkeit. Mit dem Darwinismus hat die Ethik den Anteil zu prüfen, den die Vererbung angeborener und erworbener Fähigkeiten und Eigenschaften, der richtig verstandene Kampf ums Dasein mit seiner alles Lebensunfähige ausschaltenden Naturauslese, und die gegenseitige Hilfe, das Gemeinschaftsprinzip, an dieser Vervollkommnung in Anspruch nehmen dürfen. In dem Augenblicke, wo an die Stelle der autoritativen absoluten Moral die Entwicklungsmoral tritt, öffnet sich der Ausblick auf unbegrenzte Möglichkeiten der Veredlung der Menschheit, „die aufsteigende Stufenfolge von Organismen“, sagt Unold*), dessen Gedankenwelt völlig nach dem gleichen

*) Aufgaben und Ziele des Menschenlebens, Leipzig, B. G. Teubner 1899. S. 72 ff.

Pole orientiert ist, „hat im Menschen ihren Höhepunkt erreicht, aber das Aufwärtstreben selbst hat sich unverkennbar fortgesetzt, nämlich in der Menschheitsgeschichte . . . Vervollkommnung und Veredlung des Ganzen (Volkes und Menschheit) durch Vervollkommnung und Veredlung des einzelnen ist der . . . höchste Zweck nicht mehr des allgemein=organischen, sondern nur des spezifisch menschlichen Lebens, den wir nicht mehr aus der Natur=, wohl aber aus der Kulturgeschichte zu gewinnen vermögen. Er unterscheidet sich von den früheren der Erhaltung und Entwicklung, die er nicht aufhebt, sondern nur weiterführt, vor allem dadurch, daß seine Erfüllung weniger durch natürlich zwingende Veranstaltungen, wie Instinkte und Triebe, gesichert ist, sondern in immer höherem Grade von der bewußt freien Tat, von der ununterbrochenen Kulturarbeit sittlich vernünftiger Wesen, der wahren Kulturträger, abhängt.“

In der Tat ist hier die ethische Sortentwicklung des Darwinismus dringendste Aufgabe unserer Zeit. Bei der innigen Berührung von Natur und Geist wird eben nach dem Prinzip der Wechselwirkung nicht nur die Natur befruchtet, sondern werden auch in der Geisteswissenschaft dadurch die kräftigsten Impulse gelöst. So sind die Hilfs= hypothesen des Darwinismus, mag über sie auch noch innerhalb der naturwissenschaftlichen Sachgelehrten der grimmigste Streit toben, ohne allen Zweifel auch für die Entwicklung der Moral äußerst anregend gewesen und sind es noch. Mögen Männer wie Weismann, Wagner u. a. die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften auf ihrem physischen Gebiete bekämpfen, ein Lamarck, Darwin, Häckel sie behaupten, — diese Unsicherheit in einer rein experimentell zu lösenden Tatsachenfrage berührt die Ethik nur insoweit, als sie mit beiden Möglichkeiten zu rechnen hat. Sie wird nicht von vornherein leugnen wollen, daß nach dem Goethewort:

„Wir könnten erzogene Kinder gebären,
Wenn nur die Eltern erzogen wären“

die vorgeburtliche sittliche Erziehung im weitesten Sinne auf die moralische Qualität der jüngsten Generation einen gewaltigen Einfluß hat, aber sie wird deshalb doch nicht verzichten auf die aus dem Natürlichen ins Geistige übertragene Vererbung, die wir Erziehung und Belehrung nennen. Gewiß ist uns wenigstens dies, daß keine Kraft, sie sei physischer oder geistiger Natur, je verloren gehen kann. Es kommt nichts bei den Nachkommen in Erscheinung, was nicht schon in den Vorfahren vorgebildet war. Aber keine erstickende Sorge um die „Wiederkehr des Gleichen“, nicht das gespenstige Bild Nießches von der würgenden Schlange kann uns dabei erschüttern. Mit immer neuer entzückter Freude sehen wir dem unerschöpflichen Schoß der Mutter Natur unendliches Werden entquellen, entdecken, daß alles Sein ein ewiger Werdeprozeß ist und werden inne, wie alles Böse, Schlechte, Lebensunfähige doch nur in seinem notwendigen Vergehen denselben Wandlungsprozeß durchmacht, der aus welchen Blättern, sterbenden Tieren und Menschen die fruchtbare Humusschicht neuen lebenskräftigen Wachstums bildet. Keine Gottheit braucht in wiederkehrenden Katastrophen, Sintfluten, Eiszeiten oder Feuerflammen die nichtsnutzige Welt zu vernichten; diese Welt ist selbst von der ewigen Schöpferkraft durchflutet, mit ihr die Erde und die Menschheit, und das Gesetz dieses ewigen Schaffens und Werdens neben dem ebenso ewigen Vernichten und Sterben heißt: Vererbung.

Kurzsichtige Torheit glaubte im „Kampf ums Dasein“ in der mitleidlosen Vernichtung alles Schwachen und Lebensuntauglichen ein Gegenspiel ethischen Denkens, Empfindens und Handelns zu sehen. Sie übersah, daß, wie Darwin wohl wußte, hier nur eine, die negative Seite der Auslese des Passendsten oder Lebenstüchtigen durch

die Natur gekennzeichnet wurde. Mit weichmütiger Rührseligkeit blickte sie nur auf die Sterbenden, Untergehenden, aber nicht auf die kampfgestählte Kraft der Überlebenden. Als ob es nicht ein eminent ethischer Grundsatz wäre, daß das Bessere über das Schlechtere siegen muß so lange, bis das absolut Gute gezüchtet ist, d. h. bis zum Nimmerleinstage, weil eben der Untergang des relativ Schlechteren die Vorbedingung für das unendliche Besserwerden ist; als ob nicht der Kampf ein ebenso unentbehrliches Prinzip alles Geschehens und Werdens wäre, wie die Liebe; Eris und Eros gleichwertige Schöpfungsgötter!

Gewiß ist der Tüchtigere, Stärkere, Überlebende nicht immer im menschlich-ethischen Sinne auch der Gute. Wer aber heißt uns denn, das mechanische Prinzip der bloßen rücksichtslosen Gewalt und Übermacht, der blinden Vernichtung des Konkurrenten um den Lebensspielraum oder gar des Gegners, wenn man selbst dergleichen in der nicht-menschlichen Natur annehmen möchte, unbesehen auf das Verhältnis der Menschen übertragen? Nicht einmal im ursprünglichen Sinne Darwins, der mit seinem struggle for life das einfache „Ringens um Erhaltung“ meinte, mit extermination nicht „Vernichtung“, sondern Aussterben im Wettkampf, ist der „Passendste“ ohne weiteres der Roheste, Gewalttätigste, Rücksichtsloseste. Vielmehr derjenige, der sich am besten für die Zukunft angepaßt und vorbereitet hat. Das Amphibium, das zuerst die Kiemenatmung mit der Umwandlung der Fischblase zur Lunge verband, um im Notfalle das Wasser mit der Luft vertauschen zu können, das Wesen, das seine Flosse zum Fuß oder Fittich umbildete, das sich gegen die nahende Vereisung in den Pelzmantel hüllte usw., sie waren die Passendsten und Überlebenden. Und mochte in barbarischen Urzeiten der Menschheit auch der mutigste Draufgänger und Mitleidloseste eine Zeitlang der Passendste sein, so heißt das doch nicht, daß solche Eigenschaften für immer

die höchste Lebensgewähr bilden. Vielmehr bedarf es nur eines kurzen Umblicks, um zu erkennen, daß in unserer Zeit der Sozialisierung und Gemeinschaftsarbeit eben nicht der Totschläger und Raufbold die beste Zukunftsanpassung mitbringt, sondern wer am besten gelernt hat, seinen Willen und sein Handeln in den Dienst der Gesellschaft zu stellen, d. h. wirklich der auch im ethischen Sinne Gute. Ist doch das, was wir Moral nennen, eben die Summe der Gesinnungen und Handlungsweisen, die von dem Kultur-gewissen der Menschheit durch die Jahrtausende hin als das am besten das Gattungsidol Fördernde anerkannt und demgemäß empfohlen worden sind. Darwin selbst führt in seinem fünften Kapitel der „Abstammung des Menschen“ noch Lob und Tadel der Mitmenschen als Ursachen der Anpassung an mildere Sitten an: „Augenscheinlich werden die Mitglieder desselben Stammes eine Handlungsweise, welche das allgemeine Beste bezweckte, gelobt, und werden getadelt haben, was ihnen schädlich schien. Anderen Gutes zu erweisen — anderen das zu tun, das du willst, das sie dir tun sollen, — das ist der Grundstein der Moralität.“ „Schließlich gestaltet sich unser moralischer Sinn oder das Gewissen zu einer auf das höchste verfeinerten Empfindung, die ihren Ursprung in den sozialen Instinkten hat, in weitem Umfange von der Billigung unserer Mitmenschen geleitet, vom Verstande und Selbstinteresse, in späteren Zeiten von tiefreligiösen Gefühlen geregelt und durch Belehrung und Gewohnheit gefestigt wird.“

Damit ist schon von ihm selbst die andere gewaltige Kraft, ein Produkt der „sozialen Instinkte“ genannt, die mindestens von Anbeginn der Menschheitsgeschichte, unbewußt aber längst in der Tier- und selbst Pflanzenwelt wirkte, das Lebende zu erhalten und zu vervollkommen: die Solidarität oder der Trieb zur Gemeinschaftsbildung. „Jede soziale Gruppenbildung schließt schon eine Negation gewisser, vor allem der brutalen, der

für unsittlich gehaltenen Reibungen und Kämpfe aller zu einer Gruppe Gehörigen in sich; sympathische Gefühle, Sitte, Moral und Recht haben stets gewisse Kämpfe innerhalb der sozialen Gruppen verhindert oder suchten sie doch zu verhindern.“ So Schmoller*). Und Schäffle**): „Die natürliche Auslese, einmal in das Stadium der Entwicklung des Menschen eingetreten, zwingt zur Bildung von vernunft- und sprachvermittelter Gemeinschaft. . . . Die am meisten ethischen Gemeinschaften sind die stärksten. Um der Selbsterhaltung willen müssen sich alle Gemeinschaften, Untergemeinschaften und Individuen rechtlich und moralisch anpassen, von der bestialen zur ethischen Führung der Daseinskämpfe sich erheben. . . . Gemeinwesen, die die gesellschaftlich fördernden Ordnungen der Anpassung, Vererbung und Streitsführung, das Recht und die Moral verwahrlosen, sind dem sicheren Untergange verfallen, denn sie werden oder bleiben zu schwach, um im Kampf mit stärkeren, weil ethisch besser angepassten Gegnern sich zu erhalten.“ Friede, gegenseitige Hilfe und Sympathie wirkten im Inneren aller Gemeinschaften, von der lockeren Sexualgesellschaft bis zur echten Staatenbildung ebenso in der Richtung der Vervollkommnung, wie nach außen Kampf, Konkurrenz und antipathische Gegnerschaft das Gleiche bewirkten. Die Arbeit der Natur, die Einzelzellen und Individuen zu organischen oder doch wirtschaftlichen Einheiten zusammenschmiedete, um sie so den Daseinskampf überdauern zu lassen, wurde von der Menschheitskultur bewußt aufgenommen. Schon fangen wir an, uns zu gewöhnen, den Gradmesser aller Kultur in der Stärke und Lebendigkeit des Solidaritätsgefühls mit allen Menschen, des Zusammengehörigkeitsbewußtseins mit allen Lebewesen zu sehen. Wir lesen die Höhe sittlicher Bildung einer Nation

*) Grundriß d. allg. Volkswirtschaftslehre, Leipzig, Dunder u. Humblot, 1900. S. 65.

**) Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philosophie II. 38 ff.

ab an dem Thermometer, das die Wärme ihrer Empfindungen für andere nationale Gemeinschaften anzeigt. Und ganz ebenso den Stand ihrer inneren Konsolidierung und Gesundheit an den Graden, mit denen das lebendige Quecksilber des Volksbewußtseins den Nullpunkt völliger Gleichgültigkeit gegenüber allen Volksgenossen überstiegen hat.

Viel zu wenig ist noch gerade von naturwissenschaftlicher Seite diesem ethischen Gesetze der Solidarität, das bis in die tiefsten Organisationsstufen hineinreicht, Beachtung geschenkt worden. Nach dem Vorgange des Zoologen Prof. Kefflers in Petersburg hat für das große Publikum erst Fürst Kropotkin*) diese notwendige Ergänzung des Darwinismus, die übrigens von Darwin selbst in der „Abstammung des Menschen“ angedeutet war, ans Licht gezogen. „Geselligkeit ist ebenso ein Naturgesetz wie gegenseitiger Kampf“ ruft er aus. „Wenn wir die Natur fragen: Wer sind die Passendsten: sie, die fortwährend miteinander Krieg führen, oder sie, die einander unterstützen? so sehen wir sofort, daß diejenigen Tiere, die Gewohnheiten gegenseitiger Hilfe annehmen, zweifellos die Passendsten sind. . . . Wenn wir die zahllosen Tatsachen, womit diese Ansicht gestützt werden könnte, in Betracht ziehen, so können wir ruhig sagen, daß gegenseitige Hilfe ebenso ein Gesetz in der Tierwelt ist, als gegenseitiger Kampf; jene aber als Entwicklungsfaktor höchstwahrscheinlich eine weit größere Bedeutung hat.“

Aber auch sein Werk geht noch nicht tief genug, er beschränkt sich im wesentlichen auf den Nachweis seines Gesetzes bei den höheren Tieren und Menschen, während der philosophisch denkende Naturforscher mit Empedokles, wenn nicht in den Abgründen der chemischen Atomtheorie, so doch schon im ersten lebenden Protoplasma organischer

*) Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, Leipzig, Th. Thomas, 1908.

Natur dies Gesetz der Anziehung und Assimilation aufweisen und über die Lebensgemeinschaften jeder Art bis zur Gesellschaftsorganisation der Menschheit hinaufführen könnte. „Die grobe erste darwinistische Hilfsvorstellung,“ sagt Wilhelm Bölsche in seinem jüngsten Werke*), „daß aller Weltfortschritt nur hervorgehen könne aus einem brutalen Kampf aller gegen alle um das nackte Dasein, muß feineren und zugleich, wie leicht zu zeigen ist, streng naturwissenschaftlich richtigeren Bildern weichen, die uns den Emporgang des Organischen schon von früh an in der Gewalt ebenfalls von gegenseitiger Hilfe, Sozialanschlüssen, Symbiosen zeigen.“

Mit Goethe-Augen schauen Darwinismus und moderne Ethik den Fortschritt der Welten an, das ewige Naturgesetz, das auch Vernunftgesetz ist. Mit tiefinnerster Überzeugung und jenem „Frommsein“, dem „Streben, sich einem Höheren, Reineren, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben“, sind Natur- und Geisteswissenschaft einig in dem Glauben an den Sieg der Harmonie über alle scheinbaren Mißklänge des Weltgeschehens: Wie sich das Chaos zum Kosmos ordnete, wie sich der Sterne Reigentanz in feste Rhythmen band, wie unsere Erde ihre Kräfte ausströmte in Kristall und Pflanze und Tier, wie aus dem regellosen Durcheinander und Gegeneinander der Lebewesen feste Arten und Gattungen auftauchten, wie Anpassung und Vererbung eine aufsteigende Reihe immer höherer und feinerer Organismen schufen, wie Kampf und Liebe die Menschenwelt von Stufe zu Stufe hinauf über die Natur führten, so, glauben wir, wird auch in Zukunft der Weg der Menschheit über alle Disharmonien ihres Gemeinschaftslebens ansteigen: Excelsior! Zur Höhe! Dann wird der prophetische Traum des Gottsehers wahr:

*) Auf dem Menschenstern, Dresden, Carl Reißner, 1909. S. 328 ff.

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen.

Fr. Naumann / Religion u. Darwinismus

Ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat
samt allen Kreaturen

(Luther.)

Darwin ist vielen frommen Christen als Feind der Religion erschienen, als Antichrist. Daß er selbst ein edler, gerechter, wahrheitsuchender Mensch gewesen sei, wird dabei von vornherein zugestanden. Der Kampf richtet sich in keiner Weise gegen seine Person, sondern einzig und allein gegen seine Lehre.

Diese Lehre nun ist in ihrem Kern nicht unchristlicher als vieles, was schon vor Darwin gelehrt wurde. Er ist ja gar nicht der Erfinder einer neuen Weltansicht, sondern nur ihr Vollender in einer bestimmten Hinsicht. Schon vor ihm gab es, und zwar in den Schriften bedeutender Philosophen, den Grundgedanken, daß alles in der Welt aus natürlichen Ursachen „von selber“ sich „entwickelt“ habe. Aber durch Darwin und Hückel wurde das, was bis dahin als Geheimnis der Wissenschaft galt, zur öffentlichen Angelegenheit. Der „Darwinismus“ erschien vor vielen Tausenden als die völlig unerwartete Enthüllung der Antireligion, als die Formel, mit der man den alten vergeblichen Kampf gegen die Priester siegreich zu Ende führen könne. Jeder von uns, der die Jahre 1860 bis 1890 in frommer Umgebung miterlebt hat, weiß, wie stark die Wellen-

schläge waren. Und noch heute haben sich die Wogen längst nicht geglättet.

Der Eindruck des Darwinismus auf die Frömmigkeit würde weniger stark und erschütternd gewesen sein, wenn die Frommen schon vorher unter sich offener über die Probleme der Naturwissenschaft verhandelt hätten. Das geschah aber nur in den seltensten Fällen. Zwar große Führer des Glaubens, wie Schleiermacher, haben mit allen Wissenschaften ihres Zeitalters in Verbindung gestanden und den christlichen Glauben an die Ergebnisse des übrigen Denkens „angepaßt“, aber der Volksunterricht in Kirche und Schule vermied es ängstlich und absichtlich, über die Änderung des allgemeinen Weltbildes zu reden. Man wußte zwar, daß in der Bibel die Sonne noch nicht der große zentrale Himmelskörper ist, daß der Himmel noch als eine bestimmte Räumlichkeit oberhalb der Erde (siebenter Himmel) erscheint, man wußte, daß alle Astronomie der Bibel schon längst nur noch den Wert einer Bildersprache hatte, aber es fehlte die rückhaltlose Offenheit, dieses den Gläubigen zu sagen. Auch die Schöpfungsgeschichte des Moses und die Sintflutgeschichte waren schon vor Darwin in ihrer Abhängigkeit von anderen orientalischen Überlieferungen erkannt und konnten nicht mehr als wörtliche Geschichtsberichte gelten. Hätte man das dem Volke rechtzeitig gesagt, so würde der Darwinismus nicht wie ein Hagelwetter auf dem Felde der Religion gewirkt haben.

Immer wieder macht man denselben Fehler, daß man glaubt, das Volk pädagogisch behandeln zu müssen, indem man ihm verschweigt, was in den Köpfen der Oberschicht vorgeht, und immer wieder kommt dann ein Tag, wo das Volk die Sache doch erfährt und nun alles für Lug und Trug hält, was man ihm bisher mit Sorgsamkeit beigebracht hat. So haben es die größten Führer des Glaubens allerdings nicht gemacht, am wenigsten Jesus selbst. Er war von starker Offenheit und gab dem Volke von Galiläa

die Wahrheit, so gut er sie hatte, indem er sprach: „Moses hat euch gesagt, — ich aber sage euch!“ Nur mit dieser Methode wird die Religion vor Verknöcherung und die Seele der Frommen vor überstürzenden Enttäuschungen bewahrt.

* * *

Nun wird zwar eingewendet, daß die Verkündiger der Religion gar nicht imstande gewesen seien, mit solcher Offenheit vorzugehen, weil sie dann selbst den Glauben zerstört hätten, von dem und für den sie leben. Es läßt sich aber gar nichts Ungläubigeres denken, als gerade diese Einwendung; denn wenn der Glaube irgendwelche Aussprüche über die Erkenntnisse der Naturforschung nicht aushalten kann und soweit er sie nicht aushalten kann, ist er nichts wert. Ist es nicht ein merkwürdiger Widerspruch, wenn dieselben Leute, die über das Wort predigen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“, sich dann vor einer Debatte über die Entstehung der Tiere und Menschen fürchten?

Ohne Zweifel ist es vom Standpunkt des Glaubens aus nicht leicht, sich mit der neueren Weltkenntnis auseinanderzusetzen, aber was hilft es? Was an den neuen Erkenntnissen wahr ist, bohrt sich doch durch. Und wo in aller Welt steht denn geschrieben, daß sich der Glaube nicht ändern solle? Er hat sich geändert, solange es ihn gibt. Die Bibel selbst ist die Urkunde beständiger Veränderungen des Glaubens. Von Abraham zu Moses, von Moses zu Jesaja, von Jesaja zu Jesus, von Jesus zu Paulus ist alles in beständiger Bewegung und Umformung, und auch von da an gibt es keinen Zustand des Beharrens. Wir würden gar keine christliche Dogmengeschichte haben, wenn es nicht beständig Veränderungen und Verschiebungen der Meinungen gegeben hätte. Wer verleiht nun euch das Recht, heute zu sagen, daß wir am Ende des Reformierens angelangt sind? Wer Ohren hat, der höre, er höre, was die „Offenbarung Gottes in der Natur“ ihm zu sagen hat!

An wie viele Dinge hat sich der Glaube schon gewöhnt! Er rechnet nicht mehr mit dem nahen Weltende, obwohl er weiß, daß es im Neuen Testamente geweissagt ist. Er ruft in Krankheitsfällen nicht nach dem Wundertäter, sondern nach dem Arzte. Er denkt nicht daran, die Gütergemeinschaft der ersten Christen zu verwirklichen. Er erwartet keine neuen Wunder mehr und traut denen nicht, die Wunder erlebt haben wollen. Schritt für Schritt hat er seinen Frieden mit der Welt gemacht, in manchen Dingen viel zu leicht und gern. Soll er nun das alte Weltbild aufrechterhalten können? Oder soll er nicht vielmehr gegenüber den neuen Erkenntnissen sich an das Wort des Psalmisten halten: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“? Jesus war auch hierin groß und frei. Er sagte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“ Jetzt sind Himmel und Erde vergangen, eine alte Himmelsvorstellung und eine alte Erdendarstellung sind dahin. Niemand wird sie wieder holen. Die Frage des Glaubens ist nur, ob er auch unter dem neuen Himmel und auf der neuen Erde etwas zu verkündigen hat.

* * *

Als einstens die Schöpfungsgeschichte auf die ersten Blätter des ersten Buches Moses aufgezeichnet wurde, nahm es der Schreiber jener Urkunden nicht ängstlich mit dem einzelnen Wort. Er fügte zwei verschiedene Berichte zusammen, ohne sich darum sehr zu kümmern, ob sie buchstäblich zueinander passen. Er war kein Wortklauber, denn ihm lag an dem Grundgedanken. Ob er ahnte, welche lange Geschichte seine zwei Schöpfungsberichte schon hinter sich hatten, als sie in seine Hand kamen, können wir nicht beurteilen. Das, was er vor sich hatte, war eine spätere Form altbabylonischer oder überhaupt vorderasiatischer Mythen. Es scheint, daß vorher von zehn Schöpfungstagen geredet wurde und daß erst später die Zusammendrängung

auf sieben Wochentage erfolgte. Daher die Doppelwerke an verschiedenen Tagen. Keinesfalls kann der uns vorliegende Bericht als der älteste seiner Art gelten. Er ist einer von vielen, aber allerdings derjenige, der alle anderen an Dauer und Wirkung weit übertroffen hat. Schon um deswillen sollte man ihm vom Standpunkte darwinistischer Weltbetrachtung aus nicht die schuldige Achtung versagen. Er ist diejenige „Variation“ unter den alten Schöpfungsgeschichten, die den geistigen Kampf ums Dasein am besten bestanden hat. Sie allein lebt noch, während alle anderen nur wie Knochen aus alten Erdschichten ausgegraben werden.

Daß diese Geschichte in ihren Einzelheiten heute nicht mehr unseren Erkenntnissen entspricht, braucht nicht bewiesen zu werden. Um nur eines von vielem hervorzuheben, so ist es völlig undenkbar, daß erst die Pflanzenwelt für sich allein fertig gemacht wird und später die Tierwelt, da wir wissen, wie eng die Lebensmöglichkeit vieler Pflanzen mit dem Tierleben zusammenhängt. Aber wie lange ist es denn her, daß man das wirklich weiß? Alles wurde damals kindlich und elementar gedacht, aber zwei wichtige Punkte sind doch schon in der alten Geschichte richtig erfaßt, einmal die Bedeutung des Wassers für die Erdgeschichte und dann der enge Zusammenhang des Menschen mit der Tierwelt. Gerade dieser letzte Punkt ist für die Auseinandersetzung mit dem Darwinismus wichtig. Nicht als ob jene alte Erzählung etwas von einer Abstammung des Menschen von der Tiergemeinschaft hätte sagen wollen! Das liegt ihr ganz fern, da sie überhaupt von den gegenseitigen Beziehungen der Arten zueinander nichts weiß und wissen kann, aber sie ordnet doch ohne weiteres den Menschen in die übrige Schöpfung ein und ist weit entfernt von dem feierlichen Majestätsgeföhle, das Mensch und Tier nicht in einem Atem zu nennen wagt. Nur in der zweiten Schöpfungsgeschichte (1. Moses 2), die sich harmlos an die erste anfügt, wird der Mensch vor den Tieren hergestellt,

aber auch diese Geschichte enthält den besonderen Zug, daß Adam sich die Tiere daraufhin ansehen muß, ob unter ihnen seine Gehilfin sei. Da waltet in der alten Urkunde der Geist des einfachen Volkes, das immer mit den Tieren zu leben gewußt hat.

Es hat gar keinen Zweck, wenn man diese oder andere alte Geschichten künstlich umbiegen will, bis sie auf neue Erkenntnisse passen. Sie wollen aus ihrer alten Zeit heraus verstanden sein. Aber das behält einen Wert, daß wir uns klar machen, daß diese mächtigste der alten Legenden nicht so weit von der neuen Auffassung entfernt ist wie vieles, was später im Namen des Glaubens geredet und geschrieben wurde.

* * *

Überall, wo es einfache Volksreligion gegeben hat, ist der Mensch als Naturwesen aufgefaßt worden, das heißt, man hat nicht vergessen: von Erde bist du genommen, zur Erde sollst du werden! Die Frage ist nur immer, ob dieser Mensch, der in seiner Leiblichkeit ein Bruder der Tiere ist (sehet die Vögel unter dem Himmel an!), nicht doch durch seine Seele weit über sie hinausgehoben sei. Die erste der zwei biblischen Schöpfungsgeschichten läßt ihn „nach dem Bilde Gottes“ geschaffen werden. Was das aber bedeuten soll, bleibt dunkel, solange wir nicht wissen, welches Bild Gottes jener alte Erzähler vor Augen hatte. Die zweite Geschichte ist etwas genauer:

Da bildete Jahve-Gott den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase Lebensodem; so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen. (Übersetzung von Prof. Kaußsch.)

An sich würde auch diese Stelle von der besonderen Seele noch nichts sagen, wenn nicht später bei der Erschaffung der Tiere es schlechtweg hieße:

Da bildete Jahve-Gott aus der Erde alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels.

Dieser Unterschied der Ausdrucksweise ist oft und vielleicht nicht ohne Recht als absichtlich angesehen worden. Das Wesentliche aber in beiden Berichten ist, daß dem Menschen die Herrschaft über das Getier gegeben wird, und zwar dieses aber in einer Form, die sich völlig mit dem deckt, was geschichtlich sich verwirklicht hat:

Seid fruchtbar und mehret euch und bevölkert die Erde und macht sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und die Vögel am Himmel und über alles Getier, das sich auf Erden tummelt!

Besser kann die Periode der Menschenherrschaft auf der Erde auch von Darwin nicht charakterisiert werden. Die Streitfrage zwischen der biblischen und Darwinschen Geschichte von der Entstehung des Menschen bleibt also, wenn wir von Dingen absehen, die für den Glauben nur Nebenbedeutung haben, zunächst die Frage der Seele. Hier aber beginnt innerhalb der Christenheit eine große Verwirrung alter und neuer Glaubensbegriffe, die gar nicht mit wenigen Worten hinreichend darzustellen ist. Es fragt sich nämlich, ob überhaupt die Bibel eine vom Leibe unabhängige besondere Seele des Menschen kennt oder nicht. Die meisten Stellen, in denen das Wort Seele vorkommt, sagen darüber nichts, weil Seele ganz allgemein als Lebenskraft oder Geisteskraft gedacht wird. Es kommen für unsere Frage nur diejenigen Stellen in Betracht, wo von der Seele als einer gesonderten Existenz nach Art der Leibnizischen Monade geredet wird. Solche Stellen aber sind, wenn sie vorhanden sind, äußerst selten. Am ehesten gehört hierher ein Wort wie dieses:

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten (Math. 10, 28)!

Dem steht aber gegenüber, daß anderswo in ähnlicher Sprechweise davon geredet wird, daß die sündige Seele

sterben soll (Ezech. 18, 4). Wir führen beide Stellen hier nur an, um anzudeuten, wie wenig sicher und einheitlich der Gebrauch des Wortes Seele in der Bibel ist. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Bibel von einem Fortleben der Seele nach dem Tode nichts weiß. (Ausnahmen sind vorhanden, wie z. B. im Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus, möglicherweise auch in dem Kreuzesworte Jesu zu dem bußfertigen Übeltäter.) Die Bibel hat keine Lehre von einer Seele, die vor der Geburt des Menschen existiert, keine Lehre von einer besonderen Seelenerschaffung bei Zeugung oder Geburt des Menschen und auch keine durchgebildete Lehre von einer Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode. Es ist dieses sehr wichtig, wenn man über Bibel und Darwinismus nachdenkt. Die ganze Seelenlehre der Kirche ist nachbiblisch. Das macht sie an sich nicht besser oder schlechter, aber es kann doch wenigstens nicht gesagt werden, daß das Christentum mit dieser nachbiblischen Seelenlehre stehe oder falle.

Nun hat allerdings die Bibel etwas anderes, was sich mit den Voraussetzungen der modernen Weltansicht ebenfalls schlecht vereint: die Auferstehung von den Toten. Diese ist aber etwas ganz anderes als das Fortleben der Seele, sie ist gerade die vollste ewige Anerkennung der Einheit von Leib und Geist. „Hier wird gesäet ein verweslicher Leib, dort wird auferstehen ein geistlicher Leib.“ Den kräftigsten Ausdruck dafür hat das kirchliche Bekenntnis: „Ich glaube an — Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“

Ob und wie weit wir diese Auferstehung der Leiblichkeit noch heute glauben können, geht uns hier nichts an (Nietzsche spricht bekanntlich von der ewigen Wiederkehr), aber sicher ist, daß der Auferstehungsgedanke mit dem Seelenproblem des Darwinismus nichts zu tun hat. Der Darwinismus behauptet ja nur, daß die Seele des Menschen keinen anderen Ursprung hat als alles übrige orga-

nische Seelenleben bei Tier und Pflanze. Das aber ist vielleicht naturwissenschaftlich bisher noch ungenügend bewiesen, falls es aber wahr ist, ist es kein Angriff auf die Religion, sondern nur eine Abweichung von einer langjährigen Tradition, die nicht aus der Bibel, sondern aus der griechisch-römischen Philosophie stammt.

* * *

Man sucht vielfach die Schwierigkeiten an der falschen Stelle. Sie sind vorhanden, aber nicht dort, wo der Mensch an seine noch nicht ganz wieder aufgefundenen tierischen Vorfahren anknüpft. Mag man morgen alle Zwischenformen zwischen irgendeinem Geschlechte der Vorfahren und dem ältesten leibhaftigen Menschen restlos und tadellos in eins unserer naturgeschichtlichen Museen bringen, so wird das voraussichtlich keinen einzigen Menschen, der sonst noch an Gott glaubt, von diesem Glauben abwendig machen, weil die Frage, unter welchen Verhältnissen einstmals der Urmensch entstand, für den heutigen Glauben praktisch ziemlich gleichgültig ist. Man stört damit die Verfasser von theologischen Lehrbüchern für Seminare. Das ist alles. Die Seminaristen selbst aber werden kaum gestört, denn sie sind durch ihren Naturgeschichtsunterricht längst von den bisherigen Sunden unterrichtet.

Auch das stört den Glauben sehr wenig, daß die Vögel von den Ureidechsen abstammen oder daß die Wirbeltiere erst aus den fortgeschrittensten Würmern sich herausentwickelt haben. An der Selbständigkeit der verschiedenen Arten liegt der praktischen Religion nichts, aber sehr viel daran, daß Gott bei der ganzen Entstehungsgeschichte der organischen Wesen nicht ausgeschaltet wird. Der fromme Christ kann die ganze Schöpfungsdichtung Darwins ebenso gern annehmen, wie er früher bereit war, den Bericht des ersten Blattes der Bibel anzunehmen, wenn nur in dieser erhabenen Dichtung der ewige Wille des „Vaters der Lichter“ nicht fehlt. Hier klafft der wahre Zwiespalt

zwischen Religion und Darwinismus, denn Darwinismus will besonders bei Häckel eine mechanische Naturentwicklung ohne Gott darstellen.

Um diesen Hauptpunkt klar herauszuarbeiten, müssen wir etwas tiefer auf das Wesen der Religion eingehen. Es kommt uns dabei weniger auf einen fertigen Begriff an, als auf nachempfindende Anschauung. Ein formaler Begriff, der auf alle hohen und niedrigen Religionen passen soll, kann nämlich nur ganz locker und breit sein und wird eben dadurch fast wertlos. Jede Religion sieht etwas anders aus, in dem, was sie bietet, und in dem, was sie fordert, aber jede Religion bietet irgendeinen Lebensgewinn, sei es materieller, sei es ideeller Art. Man geht zu den Altären, um dort Fruchtbarkeit der Felder, Ergiebigkeit des Fischfanges, Glück der Kinder, Ruhe des Gewissens, Gedeihen des Volkes oder jenseitige Seligkeit zu gewinnen. Je höher der Mensch ist, desto höher ist das, was er von seiner Religion erwartet. Immer aber erwartet er das Heil von einer höheren Macht, mag sie ihm als kleiner Lokalgott erscheinen oder als Herr des Himmels und der Erde. Diesen Gott darf er sich nicht totschlagen lassen, wenn seine Religion nicht zweck- und sinnlos sein soll. Er verträgt dabei, wie die Geschichte der Religionen beweist, allerlei Verschiebungen sowohl des Namens wie der Gottesvorstellung. Auch das religiöse Leben ist beständig voll von Ansätzen zu neuen Gestaltungen und von Versuchen, die lebensfähigste Form der Gottesanschauung zu gewinnen. Viele von diesen Versuchen gehen ergebnislos zugrunde, andere verkümmern, wenn sie eine Zeitlang sich erhalten haben, einzelne Hauptgedanken aber kehren beständig wieder, weil sie sich als notwendig erweisen. Auch die Idee der Gottheit kämpft ihren Kampf ums Dasein in der Geschichte der Menschheit. Sie hat in diesem Kampfe sowohl verloren wie gewonnen. Verloren wurde die trauliche Nähe der alten kleinen menschenartigen Götter und Göttinnen,

gewonnen wurde ein großer Generalbegriff Gott, in dem alles das zusammenfließt, was früher an Hingabe und Hoffnung sich an verschiedenste Stellen wendete. Der eine oberste Gott hat gesiegt, indem er aber siegte, wurde er so überweltlich und hoch, daß es schwerer schien, ihn zu fassen. Das ist der Grund, weshalb die Anrufung der Heiligen im Katholizismus sich einschob. Im Protestantismus hat man auf Zwischengestalten verzichtet. Der einzelne Mensch hat es direkt mit dem Schöpfer Himmels und der Erde zu tun. Von ihm erwartet er seines kleinen armen Lebens Förderung in den mannigfaltigen Drangsalen Leibes und der Seele bis hin an die Pforten des Todes und auch darüber hinaus. Dieser Gott ist sein „einziger Trost im Leben und im Sterben“. Eine Welt ohne ihn ist für den, der die Kraft des Gottesgedankens kennt, ihres Wertes beraubt. Wozu soll man kämpfen, wozu sich opfern, für was soll man Geduld haben mit sich und anderen, wenn es keine Macht gibt, die höhere Ziele auch über unser Leben und Können hinaus verfolgt? Nenne man es Vorsehung oder Weltregierung oder Fortschritt oder ewige Liebe oder Allmacht oder Gott, alle Worte sind nur ein Stammeln nach dem „Ding an sich“, das wir für unendlich höher und größer halten müssen als uns selber, und das wir uns als persönlich wollend denken müssen, weil wir selber wollende Personen sind.

Daß in diesem Gottesgedanken die allergrößten Schwierigkeiten und Undenkbarkeiten liegen, ist von allen denen anerkannt, die gewöhnt sind, sich denkend in der Welt zurechtzufinden. Aber Gott ist ja eben seinem Wesen nach das Unerforschliche, das, was jenseits der erkannten Dinge lebt und von dieser Jenseitigkeit aus in sie hineinwirkt. Kein verständiger Mensch glaubt, daß sein „Gottesbegriff“ der unerkannten Wirklichkeit gegenüber mehr bedeutet als etwa Begriff und Wort „Sonne“ der fabelhaften Realität gegenüber, die hinter dem Wenigen steht, was wir von

ihr wissen. Alle tiefen Glaubensverkündiger fließen über von Versicherungen ihres Unvermögens, den oder das Unendliche mit menschlichen Mitteln zu erfassen und auszusprechen. Das aber besagt noch nichts gegen die Realität des Glaubens, sobald er nur bereit ist, sich jede Korrektur des wirklich erworbenen menschlichen Wissens gefallen zu lassen. Auch Kant, der schärfste von allen unseren Denkern, behielt den Gottesglauben, und zwar stärkte er ihn durch den Blick auf den gestirnten Himmel. Und gerade Kant verstand etwas von Astronomie!

Es ist also an sich völlig denkbar, daß der Christ die Darwinsche Naturgeschichte in demselben Sinne als Gotteswerk auffaßt, wie Kant den ewigen Lauf der Weltkörper. Voraussetzung dabei ist nur, daß in der Naturentwicklung Gott als mitwirkend gefunden wird. Das aber ist es, was weniger von Darwin selbst als von Häckel geleugnet wird. Er sagt: Alles erklärt sich mechanisch, alles geht „von selbst“. Diese Behauptung, und nur sie, muß von den Frommen als Entseelung der Welt empfunden und bekämpft werden.

* ✽ *

Wir benutzten vorhin mit Absicht das Wort „Schöpfungsdichtung Darwins“. Es soll damit gesagt sein, daß der Darwinismus über das Gebiet der reinen Wissenschaft hinausgeht. Das ist nicht im geringsten ein Tadel, denn die reine Wissenschaft kann immer nur Einzeltatsachen feststellen, der Menscheng Geist aber wartet, bis jemand kommt, der aus den Tatsachen ein Gesamtbild macht, ein Epos von der Urzelle an bis zum Kulturmenschen. Diese Zusammenfassung muß ihrer Natur nach Phantasiearbeit sein, und zwar die höchste Phantasiearbeit, die es gibt. Darwin ist gleichzeitig Naturforscher und Naturdichter, etwa so wie Mommsen gleichzeitig Quellenforscher und Geschichtsschreiber war. Für den Naturforscher kommt die Gottesfrage überhaupt nicht in Betracht, denn er hat es immer

nur mit Dingen zu tun, die innerhalb des Verlaufes der erkennbaren Welt aus Erkanntem heraus erklärt werden müssen. Vom Naturforscher ist es falsch, wenn er den Namen Gottes in seine Wissenschaft einführt. Es gibt keine „christliche Wissenschaft“, sondern nur ein rücksichtsloses Suchen, das zu erkennen und auszusprechen, was ist. Soweit Darwin Naturforscher ist, und er ist es in der überwiegenden Mehrzahl seiner Arbeiten, kann er dem Glauben gar nicht zu nahe treten, selbst wenn er alte „Glaubenssätze“ umstößt. In diesem Falle waren eben die alten Sätze falsch. Die Feststellung von Tatsachen auf dem Gebiete der Abstammung, der inneren und äußeren Organisation der Natur kann zwar den auf die Natur bezüglichen Gedankenbestand auch der Frommen verändern und bessern, ändert aber nichts daran, daß sie auch in der neuen und besseren Darstellung Gottes Spuren wiederfinden werden. Man kann sogar fast alle Arbeiten Darwins lesen, indem dabei die Seele voll wird von Anbetung: Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel!

Die Mehrung der Einsicht in die Natur ist für den Frommen zugleich eine Mehrung der Einsicht in die Geschichte Gottes. Danach spannt er, daß er besser wissen will, wie Gott arbeitet. Die alten rührenden Kinderbeschreibungen von Gott, der sein eines besonderes Volk in Palästina hat und nebenbei noch die Milchstraße regiert und die Länder am Euphrat, sind für uns erloschen. Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident, Gottes ist so viel, daß alle Menschengeschichten für ihn kaum etwas anderes sein können als ein Straßenauflauf in Hinterindien für den König von England. Daß wir ihn mit der Naturgeschichte des alten und neuen Testaments nicht mehr erfassen, ist längst klar. Dazu gehören neue Propheten wie Kopernikus und Newton, Kant und Darwin und allerlei kleine Propheten hinter ihnen drein. Sie haben jeder ein Stück vom Saum seines Kleides in der Hand und reden von da aus über die

Methode des Gewebes der Welt. Solange sie das Gewebe beschreiben, hören wir ihnen mit Andacht zu, sobald sie aber anfangen wollen zu sagen, das Gewebe habe überhaupt keinen Weber, bedeuten sie für uns in dieser Hinsicht nicht mehr als jeder andere Beliebige, denn hier ist es nicht mehr ihre Wissenschaft, die da redet, sondern ihre mitgebrachte Art, sich mit dem Leben abzufinden. Die Wissenschaft dringt nie in das Geheimnis des Wesens selber, denn gewußt wird immer nur, was den Menschensinnen sich öffnet. Was darüber hinaus liegt, ist Glaube, Aberglaube, Hypothese, Dichtung, wie man es nennen will. Hier erst im Jenseitigen streiten sich Christ und Darwinist.

* * *

Darwin und noch mehr Häckel stellen die Sache so dar, als hätten sie fast schon begriffen, was die Natur im Innersten zusammenhält. Häckel sagt:

Die Zahl der Welträtsel hat sich durch die Fortschritte der wahren Naturerkenntnis im Laufe des 19. Jahrhunderts stetig vermindert; sie ist schließlich auf ein einziges allumfassendes Universalrätsel zurückgeführt, auf das Substanzproblem.

Dieser Satz ist sachlich nicht richtig, denn mit jeder neuen Erkenntnis sind neue Rätsel aufgestiegen. Man sehe nur die heutige naturwissenschaftliche Literatur an! Entspricht sie auch nur im entferntesten der Behauptung, daß wir weniger dunkle Stellen in unserer Welterklärung besitzen als irgendein früheres Geschlecht? Überall heißt es: je tiefer man gräbt, desto verworrener sieht die Sache aus. Nach unserer Meinung gibt es etwas, was einem Naturgesetze ähnlich ist und das sich etwa so formulieren läßt: Der Prozentsatz des Unbekannten ist auf jeder Stufe der Weltkenntnis etwa genau derselbe. Jene alten Hirtenvölker, deren Welt nicht über den Rand ihrer Berge hinausging, waren innerhalb dieser ihrer kleinen Welt sehr er-

fahren und berechnend, aber darüber hinaus war das große x, der Nebel der unerkannten Dinge, aus dem heraus die Ungewitter kamen und die Trockenheiten, der Kindersegen und das Viehsterben, der Wechsel der Jahreszeiten und die Stimmen der Träume. Dieses x fühlten sie als Macht oder als Fülle von Mächten, vor ihm beugten sie sich und ihm suchten sie zu dienen. Inzwischen nun sind wir in eine unbeschreiblich viel größere Welt eingetreten. Der Rand unserer Berge ist weit jenseits des Orion, und unsere Technik ist hundertfältig vergrößert. Aber auch hinter und mitten in unserer Welt liegt und lauert noch dasselbe x. Die Gleichung ist viel umständlicher in ihrem Aufbau, aber nicht leichter lösbar geworden. Darwin gehört zu den starken Welterweiterern, aber gerade dadurch auch zu den Rätselvergrößerern. Alle alten Religionsfragen sind heute noch, und zwar gerade auch durch seine Arbeit ebenso vorhanden wie in den Tagen Hiobs und der Sprüche Salomos, nur ist die Arena fast unübersehbar weit geworden. Wir wissen viel, aber — vergleichsweise nicht mehr als die Alten.

Was „wissen“ wir denn von der immer neuen Erzeugung des Lebens? Darwin und Häckel haben mit dem Begriff der Fortpflanzung wie mit einer bekannten Größe gerechnet. Das durften und mußten sie, denn diese Fortpflanzung ist eine ewig sich erneuernde Tatsache, und immer muß man einiges als bekannt voraussetzen, wenn man anderes sich verständlich machen will. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß nicht später das scheinbar Bekannte sich als das Allerunbekannteste meldet. So ist es hier geschehen. Wie es kommt, daß aus dem Samenkorn wieder ein Grashalm wird, aus dem Gemisch zweier Zellen ein ganz bestimmter neuer Mensch, das wissen wir heute nicht besser als jemals. Gerade jetzt wird viel Fleiß daran gewendet, die Vorgänge der Erzeugung zu studieren. Vieles was darin als fertig übernommen wurde, wird erst noch einmal

in Frage gestellt. Aber selbst wenn wir den Vorgang der Lebenserzeugung noch viel genauer kennen werden als heute, wird er geheimnisvoll bleiben. Es wird nie gesagt werden können, warum aus einer Eichel ein ganzer Eichbaum werden muß. Es bleibt das Geheimnis eines in den Erzeugungszellen vorhandenen Entfaltungsgedankens. Es bleibt die Neuschöpfung. Das alte Schöpfungsproblem hat sich verändert, aber nicht verringert. Von allem Merkwürdigen bleibt das Merkwürdigste sowohl in der anorganischen wie in der organischen Welt ein Formenbewußtsein, das den Stoff regiert. Woher findet der Kristall seine Form? Woher findet jedes neue Menschenkind seine Gestalt? Woher weiß die Raupe, welcher Schmetterling sie zu werden hat?

Es ist ein Wille in den Dingen! Je eingehender man sich mit dem Gedanken Darwins vertraut macht, desto stärker wird der Eindruck dieses heimlichen Willens, der nie mit Mikroskop und Millimeter begriffen werden kann. Alle lebendigen Arten treten vor uns mit einem Willen zur Erhaltung und Ausgestaltung ihres Wesens. Dieser Wille, mag er bewußt oder unbewußt sein, ist die Quelle aller Variationen, Anpassungen, Vererbungen. Die Pflanze will leben, das Tier will existieren, sie „kämpfen ums Dasein“. Die Welt ist voll von Energien. Der elektrische Funke ist unruhig, bis er seinen Weg gefunden hat, der menschliche Geist zittert, bis er sein Werk vollendet. Was das ist, kann keiner sagen, denn dazu müßten wir in den Dingen drin stecken. Das aber vermag auch der genialste Naturforscher nicht.

Und damit sind wir eben schon wieder bei dem, was Häckel das Substanzproblem nennt, bei der Frage, woraus die Welt gemacht ist, damit sie eben diese Welt werden konnte. Das ist die Frage der Religion. Das soll heißen: sie gehört ins Gebiet des Unbeweisbaren, dorthin, wo der sinnende Mensch ahnend, suchend, wartend und flehend in das Unendliche hineinschaut. Kann die Weltsubstanz

eine tote Masse sein? Kann sie nur eine Quantität unorganisierter Einzelbestandteile sein? Kann aus der bloßen Quantität die Form herauskommen, aus der bloßen Masse der Atome der Wille zur Ordnung, zur Wiederholung, zur Erhaltung der Art? Oder ist die Masse von vornherein voll von vielfältigen Organisationstendenzen, sozusagen von Bildern dessen, was werden soll? Oder ist das, was wir materielle Masse nennen, nur der Eindruck, den etwas noch ganz anderes gerade auf unser Menschenbewußtsein macht?

Es ist auffällig, wie sehr die Darwinisten den sogenannten erkenntnistheoretischen Fragen aus dem Wege gehen. Auch sie wissen, daß das, was wir als Farbe bezeichnen, erst im Auge zur Farbe wird. Sie wissen, daß alles, was wir Wärme nennen, sich in Bewegungszahlen ausdrücken läßt. Wir sind wie Traumwandler: Immer neue Gestalten drängen sich in unseren Gesichtskreis. In diesen Gestalten ist Ordnung und Regel, aber von wannen sie kommen und wohin sie gehen, was sie sind, das sagen sie uns nicht. Wir bleiben auch mit Darwin an der Grenze stehen, bis zu der uns Kant gebracht hat, an der Grenze, wo der innere Sinn sich seine Welt zurechtmacht, so wie er sich selbst erkannt hat, als Welt eines Willens, das ist, wenn man den altgewohnten Ausdruck wählt, als Welt Gottes.

* * *

Nehmen wir an, daß wir die Geschichte der menschlichen Werkzeuge zu beschreiben hätten, ohne irgendeine menschliche Sprache zu verstehen! Unsere Kenntnisse würden nur von äußerer Anschauung herkommen, von den Steinwerkzeugen in den Glaskästen unserer Museen, von den alten Mühlsteinen und Weberbäumen an bis zu den Maschinen der neuesten Weltausstellung. Zunächst würden alle diese Werkzeuge und Maschinen uns wie lauter vereinzelte

Körper vorkommen, zwischen denen es zwar gelegentlich Ähnlichkeiten und Verwandtschaften gibt, die sich aber doch der Systematisierung entziehen. Je größer aber die Zahl der beobachteten Stücke wird, desto eher findet sich der Mann, der alle Werkzeuge in Klassen unterbringt, wie Linné die Pflanzen. Hinter dem Manne der Klasseneinteilung aber kommen Kritiker, die finden merkwürdige Gebilde ausgestorbener und lebender Werkzeuge, die in keine Klasse passen wollen. Sie legen sich, wie Häckel, eine Sammlung von Ausnahmen an. Die Ausnahmen aber sprengen eines Tages die bloß äußerliche Einteilung. Es soll von nun an „genetisch“ gearbeitet werden, nach dem natürlichen System, das heißt, jede Art soll dort untergebracht werden, wo sie ihrer Entstehung nach hingehört, da ja jede einzelne sich an irgendwelche Vorgängerinnen anschließt. Es gibt die babylonische Art und die etruskische Art und die amerikanische, es gibt die Steinart, die Bronzeart, die Eisenart, die geradstielige, die krummstielige, die kleine Handart, die große zweihändige Art, es gibt die Streitart, die Zimmermannsart, die Bauernart — eine lange, labyrinthische Geschichte eines einzelnen Werkzeuges. Diese Geschichte ist aber nur der hundertste Teil des ganzen Stoffes. Nur wenige Menschen übersehen ihn in allen seinen Teilen, und von diesen wenigen hat nur einer die Denkhantasie, um den Generalstammbaum aller Werkzeuge und Maschinen überhaupt als möglich zu entdecken und seine Aufstellung in die Wege zu leiten. Dieser eine, der Darwin der Werkzeugsgeschichte, kann sich nicht bei jeder Kleinigkeit selbst aufhalten. Er stellt in einigen muster-gültigen Arbeiten die Methode fest und überläßt es seinen Nachfolgern, das einzelne auszuführen. Jetzt reiht sich nun Werkzeug an Werkzeug, Maschine an Maschine, ganz so, als sei eine von der anderen geboren worden. Eine Maschine „wurde aus der anderen“. Wie das zuging? Das braucht scheinbar nicht erörtert zu werden, denn man sieht

ja ganz genau, daß überall Versuche sind, von denen sich die lebensfähigen weiter auswirken. Die passende Maschine wird zur Stammutter neuer Geschlechter. Überträgt man sie aus der Garnspinnerei in die Zutfabrik, so ändert sie ihre Organe. Immer wird sie als etwas Selbstlebendes genommen. Durch kleine Einschreibungen neuer Drähte oder Magneten entstehen auf Grund bereits bekannter Skelette neue Arten. Es ist eine Geschichte voll von dramatischer Spannung und voll von Anregung und Wahrheit. Nur ist es nicht die ganze Wahrheit, denn hinter der Geschichte des Werkzeuges steht die Geschichte des menschlichen Geistes, die Geschichte der zahllosen Denker und Erfinder und ihrer Opfer und Hoffnungen, ihrer Moral und ihrer Allgemeinbildung. Man kann die Werkzeuggeschichte erzählen, ohne diesen Hintergrund zu berücksichtigen. Das wird sogar methodisch richtig sein, weil man sonst ins Uferlose gerät. Eins aber darf man nicht: die isolierte Geschichte des Werkzeuges als die Geschichte schlechthin auszugeben. Das aber ist es, was die übereifrigen Darwinisten auf ihrem Gebiete tun. Auch hinter der Gattungsgeschichte der organischen Wesen liegt eine Seelengeschichte, und zwar die Geschichte von Seelenvorgängen, deren Sprache wir nicht kennen, da die einzigen Seelenvorgänge, von denen wir direkt etwas wissen, unsere eigenen sind. Was wissen wir von der Seele der Gattung? Wir reden vom Selbsterhaltungstrieb der Krebse. Ohne diesen Selbsterhaltungstrieb kann man an die wunderbaren Variationen ihrer Lebensweise, die Darwin untersucht hat, nicht recht glauben. Aber was ist nun die Selbsterhaltung der Gattung? Was ist es, das die Tiermutter nötigt, sich für ihr Junges zu opfern? Was ist die auch von Darwin anerkannte Gattungsclugheit, die wir Instinkt nennen? Worin besteht der Gattungstrieb, der zur Fortpflanzung führt? Jedes neue Tier weiß als Einzelwesen noch gar nichts von den Geheimnissen der „Liebe“ und muß ihr doch dienen, wenn die Zeit dazu

gekommen ist. Der in der Gefangenschaft aufgewachsene Vogel hat in sich eine Seele, die nie in seinem Käfig allein entstehen kann. Läßt man ihn frei, so wird er Werkzeug der Gattungseele. Hier sind noch Berge von Geheimnissen, und zwar Eindrücke einer unsichtbaren Welt, die kein Auge von außen sehen kann. Diese unsichtbare Welt ist es, die wir suchen, wenn wir mit der bloßen Beschreibung der Stammbäume allein noch nicht befriedigt sind. Die „Morphologie“, das ist die Lehre von der schrittweisen Umänderung der Erscheinungsformen, so groß und herrlich sie vor uns aufgebaut sein mag, ist noch nicht die Lebensgeschichte selbst. Die Geschichte des inneren unsichtbaren Lebens aber ist der Kern der Religion, die „Morphologie des Weltwillens“.

* * *

Der uralte Gegensatz von Determinismus und Willenslehre spielt auch in die Darwindebatte hinein. Wer die Welt von außen ansieht, findet in ihr nur Zwang, Notwendigkeit, Gebundenheit, Mechanik. Eins folgt aus dem anderen, eine Bewegung aus der anderen, ein Zustand aus dem anderen. Deshalb darf der reine Naturbeobachter gar nichts anderes tun als immer nur Ursache und Wirkung beschreiben. Er hat nur Objekte vor sich, keine Subjekte. Und wenn wir die Welt überhaupt nur von außen kennen würden, so müßten wir ewig vergeblich versuchen, alles als Mechanismus zu begreifen. Nun aber sind wir selbst ein Teil dieser Welt, die wir sonst von außen her begreifen, und haben dadurch Gelegenheit, den Mechanismus wenigstens an einer Stelle auch von innen her kennen zu lernen. Diese Stelle ist klein, denn wir kennen längst nicht einmal alles, was zum Innenleben auch nur eines Menschen gehört. Unser Bewußtsein ist nämlich nicht das ganze Innenleben unseres eigenen Zellenstaates, sondern nur das Bewußtsein, soweit es zum Verkehr mit der Außenwelt nötig ist. Wir

kennen sozusagen nicht alle Ministerien der Menschenleitung, sondern nur das Departement des Äußeren. In unserem auswärtigen Amte meldet sich das Ministerium des Innern nur dann, wenn es von außen etwas haben will. Es meldet beispielsweise an, daß Bedarf nach Salzen oder Phosphaten vorliegt. An welcher Stelle und in welchen Quantitäten wird nicht mit gemeldet, wenigstens nur ungenau. Von da an hat das auswärtige Amt Salz oder Phosphorbedarf, das heißt, es hat Appetit nach Material, in dem es die gewünschten Stoffe vermutet, sei es nun nach Äpfeln oder nach Zucker. Die Meldung des uns unbekannten Innenbewußtseins verwandelt sich im Außenbewußtsein in ein Wünschen und, wenn das Wünschen methodisch betrieben wird, in einen Willen. Dieser Wille ist sicherlich nicht „frei“ in dem Sinne, daß er ohne Veranlassung in Tätigkeit tritt, aber er bewirkt Versuche in bestimmter Richtung, die als Versuche, als Ideen zur Erlangung von Vorteilen, eine gewisse Freiheit haben. Denselben Vorgang müssen wir auch beim Tier und in abgestufter Weise bei der Pflanze voraussetzen. Auch bei ihnen muß ein in verschiedenen Abteilungen arbeitendes Innenleben angenommen werden, dessen Organisation wir aber deshalb nicht beschreiben können, weil wir, wie schon gesagt, selbst nur Teilerfahrungen besitzen. Immerhin aber ist unsere Innenerfahrung groß genug, um uns weiterhin zu sagen, daß wir keineswegs nur als Organe eines leiblichen Einzelwesens zu Willensakten gelangen, sondern auch als Glieder von Organismen seelischer Art, zu denen wir gehören. Wir haben eine Sprache, die nach außen hin zwar nur Laut und Luftbewegung ist, die aber viele Einzelbewußtseine unter sich verbindet. Durch sie werden Forderungen bei uns angemeldet, deren ersten Ursprung wir ebensowenig genau bezeichnen können, wie etwa den Ursprung jener aus unserer Körperverwaltung kommenden Salzforderung. Es wird beispielsweise die Forderung an-

gemeldet, daß neue Gebiete der Außenwelt erforscht, das heißt, unter die Regeln des Gemeinschaftsgedächtnisses gebracht werden sollen. Diese Forderung stellt sich ein und wird zu Wunsch und Willen. Das alles kennen wir, weil es in uns sich vollzieht. Von da aus aber haben wir ein Recht, auch in allem denjenigen äußeren Geschehen, das wir nur als Mechanik kennen, verwandte Willensbildungen vorauszusetzen, und zwar nicht bloß Einzelwillen, sondern auch größere Bewußtseinsgruppen mit vielfältigen Willensorganen.

Wir wissen ganz genau, daß wir zu leben aufhören, wenn in uns das vielfältig verschlungene Spiel des Willens zu Ende geht. Dieser Wille lebt im Körper, aber er ist kein bloßer Knecht des Körpers. Er hängt als Einzelwille vom Einzelkörper ab, ist aber als Gesamtwille über Leben und Tod des Einzelkörpers erhaben. Niemand würde freiwillig für das Vaterland sterben, wenn es keinen Willen gäbe, der stärker ist als selbst die Lebenserhaltung des Einzelwesens. Es gibt die „Macht des Gemütes“. Auch sie hat ihre Gesetze, aber es sind das nicht die physikalischen Gesetze. Diese Gesetze heißen Logik, Moral, Ästhetik; teils sind sie deutlich erkannt, teils werden sie dämmernd empfunden. Und je höher die Menschen steigen, desto mehr wird ihnen am Menschen dieses Innenleben das Wesentliche. Wenn Darwin den Wallenstein beschreiben sollte, so würde er ihn im Stammbaum der Rassen unterbringen und seinen Schädel zerlegen. Wenn Schiller ihn beschreibt, so läßt er uns unter die Hirnschale sehen und stellt ihn hinein in die Strömungen der Willensgeschichte. Ist es nun richtig, die Welt nur als Ahnengalerie und Schädelstätte zu betrachten und jene innerste Welterklärung wegzulassen, die in der Geisteserklärung liegt?

Die Weltbetrachtung der Religion geht vom Innenleben aus, vom Willen, indem sie diejenige Erfahrung, die wir an uns machen, auf das Weltganze anwendet.

Einst in alten Zeiten geschah das stückweise und mehr zufällig. Man suchte den Willen, der von außen her auf uns wirkt, in allerlei Naturgottheiten und Geistern. Inzwischen ist die Methode des Denkens auch in religiösen Dingen eine andere geworden. Wir wollen keine kleinen Einzelwillen mehr anerkennen, die in den Dingen wirken, keine homerischen Götter und keine palästinensischen Wunder. Ob wir damit nicht etwas zu weit gegangen sind und ob nicht eine spätere Zeit in neuer Weise die Willensmächte, die zwischen uns und dem allerobersten Zentralwillen stehen, wieder hervorsuchen wird, ist eine Frage an die Zukunft, die hier nur angedeutet werden kann. Die Religion der Gegenwart ist in dem Sinne zentralistisch, daß sie alle Willensbewegung in der Welt außer uns sofort bei der obersten Stelle zu erfassen sucht, bei dem einen Gott, von dem, in dem und zu dem alle Dinge sind. Ihn sucht und findet sie in allem Weltgetriebe als unsichtbare Macht, als Träger und Schöpfer aller Zwecke und Ziele, und wo es überhaupt Ziele, Ideen und Ideale gibt, da erscheinen sie als Ausstrahlungen dieser einen überwältigenden seelischen Zentralsonne, die so unendlich ist, daß sie ferner ist als Sterne und doch allgegenwärtig in ihrer Durchdringung aller Willensgemeinschaften auch auf unserer menschenbewohnten Erde.

Sicherlich ist Gott nichts, was vom Menschenbewußtsein fertig zu Ende gedacht werden kann, aber noch weniger ist er etwas, was einfach weggestrichen werden darf. Eine Weltanschauung, die diese mächtigste und erhabenste Erkenntnis des menschlichen Geistes als Nebensache behandelt, ist unvollkommen, auch wenn sie sonst Großes leistet. Das aber ist der Vorwurf, den wir vom Standpunkte der Religion aus dem Darwinismus machen müssen, sobald er als fertige Philosophie oder Inbegriff der Daseinserkenntnis überhaupt auftreten will.

Wie sich Gott zu dem Willenssystem in der Natur verhält,

dessen kleine Bruchstücke wir als Menschen erleben, ist eine Frage, die weit über das hinausgeht, was hier und was von uns vorgetragen werden kann. Daran arbeitet und schafft das Denken aller Religionen und aller derjenigen Philosophen und Naturdenker, die den Weltgang im ganzen erklären wollen. Das, worauf es bei dieser Arbeit ankommt, ist nur die Feststellung des Gebietes, auf dem sich darwinistische und religiöse Betrachtungsweise voneinander scheiden.

* * *

Vor hundert Jahren ist Darwin geboren worden, und vor fünfzig Jahren hat er sein Hauptwerk veröffentlicht. In der Mitte des Jahrhunderts ragt er empor, in einer Zeit, als die religiösen Erkenntniskräfte schwach waren, in der Zeit kurz nach den großen Willenspropheten Rousseau, Kant, Schiller, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Carlyle. Von ihnen hat er den Zug aufs ganze, den Geist der systematischen Methode. Wie Marx als Nationalökonom diese Methode in die Welt der menschlichen Erwerbswirtschaft hineintrug, so trug er sie in die Welt der Pflanzen und Tiere, beide sich stützend auf die früheren Untersuchungen von Adam Smith und Malthus. Damit wurde der Umfang des menschlichen Erkennens sehr erweitert. Der Körper, in welchem das von Gott ausgehende Willenssystem waltet, wurde besser als jemals früher in seiner äußeren Gesetzmäßigkeit erforscht. Das ist eine denkwürdige und unvergeßliche Tat. Mag an den Einzelergebnissen der Forschung von Darwin und Marx auch noch so viel sich durch Kritik ändern, nie wird man wieder ganz hinter sie zurückfallen können. Sie warfen Aufgaben hin für lange Jahre, gerade auch Willensaufgaben. Und wenn sie beide, sowohl der Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung wie der Begründer der materialistischen Naturauffassung des letzten halben Jahrhunderts, ihrer-

seits nur eine Geschichte des unpersönlichen, mechanischen Werdens schreiben wollten, so waren sie doch beide voll von einem Enthusiasmus für Fortschritt und Besserung, der aus einer anderen Weltanschauung stammt als derjenigen, die sie selber theoretisch vertraten. Ein reiner Materialist hat keine höheren Ziele, weil er überhaupt den Gedanken des gewollten Zieles als Wahn und Täuschung behandelt, aber derselbe Materialist ist Mensch, und als solcher das, was in der Sprache des Glaubens heißt *anima naturaliter christiana*, das will sagen: der religiöse Instinkt ist auch dort nicht unwirksam, wo er mit Verstandesgründen geleugnet wird. Deshalb wird es auch dem Vertreter der religiösen Weltanschauung nicht schwer, sich zwar mit allerlei Vorbehalt und Einschränkung, aber doch sehr gern und mit voller Dankbarkeit denen zuzugesellen, die am hundertjährigen Gedenktage der Geburt Darwins einen Kranz winden auf das Haupt des unermüdlichen Mannes, der inmitten vieler körperlicher Leiden ein wunderbarer Vermehrer des geistigen Reichthums der denkenden Menschengemeinschaft geworden ist.

Der Verlag erlaubt sich auf die nachfolgenden Anzeigen einiger gutempfohlener Werke höflichst aufmerksam zu machen.

Moderne Philosophie

Herausgegeben von Dr. Max Apel, Dozenten der Philosophie an der freien Hochschule in Berlin

Buchschmuck von Adolf Umberg

I. Die Weltanschauung Haeckels

Dargestellt und kritisch beleuchtet von Dr. Max Apel

Auf Grund des gesamten Lebenswerkes des berühmten Jenerser Forschers wird ein Bild seiner philosophischen Gedankenwelt entrollt. Die einzelnen Kapitel behandeln den Entwicklungsgang Haeckels, sein Verhältnis zu Darwin und Virchow, seinen Streit mit Du Bois-Reymond, seine Stellung zum Materialismus und Monismus, sein Verhältnis zu den großen Philosophen Spinoza und Kant, die Beziehung des Entwicklungsgedankens zu Religion und Ethik. Besonderer Wert ist auf flüssige klare Darlegung der Gedanken gelegt, ohne daß dabei verzichtet wird, in die Tiefe der Probleme hineinzuleuchten, so daß der Leser angeregt wird, mit eigenem Denken die wichtigsten Fragen seines Geisteslebens in sich zu verarbeiten und sich zu innerer Klarheit und Festigkeit durchzuringen.

II. Philosophisches Wörterbuch

Erklärung der Grundbegriffe der Philosophie. Von Dr. Rudolf Odebrecht
Dieser Band erfüllt einen allgemein gefühlten Wunsch vieler Leser philosophischer und wissenschaftlicher Abhandlungen. Kurz und klar erläutert es die wichtigsten Begriffe und Fachausdrücke der philosophischen Wissenschaft, vor allem solche lateinischer und griechischer Herkunft. So ist jedem Gelegenheit geboten, sich schnell über ihm unverständliche oder nicht ganz klare Bezeichnungen zu orientieren: eine unumgängliche Notwendigkeit für die Lektüre philosophischer Werke und eine große Erleichterung für das Verständnis der philosophischen Ideenwelt.

III. Der Wert des Lebens

Optimismus und Pessimismus in der modernen Literatur und Philosophie
Von Kurt Walter Goldschmidt

Die vorliegende Schrift, die aus Vorlesungen des Verfassers an der „freien Hochschule Berlin“ hervorgegangen ist, behandelt eine Frage, die in unserer Zeit wieder besonders laut und aktuell geworden ist, die Frage nach dem Sinn und Wert des Lebens. Die großen und schweren Fragen und Zweifel, die sich an die uralten Probleme von Glück, Schicksal, Sittlichkeit, Weltordnung, Zweck und Ziel des Daseins knüpfen, werden im Lichte moderner Denker und Dichter wie Schopenhauer, Nietzsche, Wagner, Lord Byron, Grabbe, Heine, Lenau u. a. entrollt und kritisch gewürdigt.

In allen Buchhandlungen
zur Ansicht

Jeder Band 1 Mk.
modern kart. 1.==

Buchverlag der Hilfe, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Kommentar zu Kants Prolegomena

Eine Einführung in die kritische Philosophie. Von Dr. Max Apel

I. Die Grundprobleme der Erkenntnistheorie. 224 Seiten.

Broschiert 2.50 Mk., geb. 3.— Mk.

Kants „Prolegomena (einleitende Betrachtungen) zu einer jeden künftigen Metaphysik“ sind eine meisterhafte Darstellung der kritischen Philosophie und zugleich eine vorzügliche Einführung in die Philosophie überhaupt. Unser Kommentar soll das Studium dieses Grundwerks der Philosophie all denen erleichtern, die wirklich tiefer in die Probleme der Welt- und Lebensanschauung eindringen und an der Quelle selbst schöpfen wollen.

Urteile: Für die Einführung in die kritische Philosophie Kants bietet dem Wissenshungrigen der oben angezeigte Kommentar treffliche Dienste. Er begleitet die bei Reclam erschienenen Prolegomena von Kant Kapitel für Kapitel, in klarer knapper Weise die Termini technici Kants deutend und die Beziehungen der Kantischen Gedanken zu den Entwürfen seiner Gegner oder zu seinen eigenen Auslassungen in anderen Schriften klar herausstellend. Möchte sich mancher junge Lehrer an der Hand des Buches an dem hohen Erkenntnisbaum Kants emporranken.

(Schulblatt der Provinz Sachsen.)

Für alle diejenigen, die privatim den großen Philosophen studieren wollen, hat der Verfasser eine sehr wertvolle Arbeit geleistet. Er verfolgt das bekannte Werk Kants, in dem die Summe seiner Forschung zusammengefaßt ist, von Satz zu Satz, und gibt jedesmal eine Erläuterung dazu, sucht Kant verständlich zu machen, ihn gegen Mißverständnisse und unberechtigte Angriffe zu verteidigen. Es steckt eine große Arbeit in dem Buche, die durch fleißige Benutzung gelohnt werden sollte. Der Kommentar ist beflissen, die Gemeinverständlichkeit auch bei diesen schwierigen Auseinandersetzungen zu erreichen.

(Reformation.)

Der Verfasser hat seine Absicht in einer Weise gelöst, daß seine Einführung einer der vorzüglichsten aller Kantkommentare ist, einer der lebendigsten, weil er Kant als ewig lebendige Größe faßt, einer der zuverlässigsten, weil er auf vollem Verständnis der Kantischen Lehre beruht. Der Wert des Buches ist dadurch ungemein groß, denn er eröffnet wirklich die Pforten zu der Gedankenwelt des großen Denkers.

(Generalanzeiger, Mannheim.)

Der „Kommentar“ ist ein vorzügliches gediegenes Hilfsmittel, um in die kritische Philosophie einzuführen, dies trotz seines niedrigen Preises, und gerade dieser Billigkeit halber steht zu hoffen, daß man das Buch bald in den Händen aller derjenigen finden wird, die eine mehr als nur oberflächliche Bildung gewinnen wollen und hierbei auch der Wissenschaft von den philosophischen Grundbegriffen nicht entraten möchten.

(Literarische Rundschau der Königsberger Hartungschen Zeitung.)

Buchverlag der Hilfe, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Die gläserne Wand

Legenden und kleine Geschichten von Georg Ruseler

1. Auflage. 1.—3. Tausend. Geb. 2.—Mk.

Aus zahlreichen Anerkennungen: Das Buch enthält etwa sechzig allerliebste kleine boshafte Geschichten über den grünen Tisch, über Regierungsweisheit, Bürokratie und verknöchertes Dogma. Das wäre nun weiter nicht verwunderlich. Verwunderlich wird es erst, wenn man weiß, daß der Schriftsteller Georg Ruseler in seinem Hauptamt seit Jahren an einer städtischen Knabenschule in Oldenburg als Lehrer wirkt. Und trotzdem das Buch schon einige Zeit erschienen ist, hört man immer noch von keinem Disziplinarverfahren. (B. Z. am Mittag, Berlin.)

Überlegen und scharf tritt der Autor an die Dinge heran, kräftig schwingt er die Peitsche des Satirikers, und seine Pointen lassen uns meist hell und schmunzelnd auflachen. Es hat keinen Sinn, diese kleinen Kunstwerke, die meist brillant geschrieben sind, im einzelnen zu sezieren. Schon daß sie im Buchverlag der Naumannschen „Hilfe“, die sehr vorsichtig in ihren Publikationen ist, erschienen sind, ist ein Zeugnis ihres Wertes.

(Bremer Nachrichten, Bremen.)

Die letzte Schöpfung des vielseitig begabten Lehrerschriftstellers birgt in einem engen Rahmen eine Fülle wertvoller Erzählerpoesie . . . immer weiß er Töne zu finden, die von Herzen kommen und zu Herzen gehen. Seine Frömmigkeit wird nie zur Frömmelei, seine Begeisterung nie zum Pathos; den Pfeilen seiner Satire weiß er stets die richtige Schärfe zu geben, so daß sie wohl treffen, aber nie verletzen. Eine knappe, beherrschte Sprache geht durch das ganze Buch, und die allein schon macht es lesenswert.

(Breslauer Morgenzeitung, Breslau.)

Einige „Legenden“ sind so hübsch und poetisch schön, daß wir mit Genehmigung des Verlages unsere Leser im Unterhaltungsblatt damit bekanntmachen werden. Form und Stil sind harmonisch und fein. Der Verlag hat das Buch, wie fast alle seine Erzeugnisse, sehr geschmackvoll ausgestattet.

(Tribüne, Erfurt.)

In dem zierlich gebundenen Buch steckt eine gute Portion Wahrheit und Weisheit. In der Form von Legenden, ohne in Frivolität oder in falsches Pathos zu fallen, lehrt Ruseler eine schlichte Weltfrömmigkeit, ein Sich-abfinden mit der Menschheit, die sich im lieben Nächsten präsentiert, und mit all der Bosheit und Unverträglichkeit, mit denen sie uns täglich aufs lebenswürdigste umgibt. Ein feiner politischer Kopf, aber zugleich auch ein helläugiger, lebensfrischer Dichter spricht aus diesen Geschichten; ein Mensch, den die Erfahrung Wahrheiten lehrte, die mehr sind als Geld und alle Schätze. So wirken diese Kinder eines freien und feinen Geistes mit der Stärke des Selbsterlebten, so sind sie in ihrem Zusammenhang ein Bekenntnis an das Leben, an das Leben, das so schön ist seines Blühens wegen und keinen Gläubigen und Frohen betrügen darf.

(Hamburger Nachrichten, Hamburg.)

Buchverlag der Hilfe, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Aus suchender Seele

von Lic. G. Traub. Modern kart. 3.50 Mk.. Geschenkeinband 4.-- Mk.
Mit diesem Band wurde die Sammlung der Traubschen Andachten begonnen; er hat inzwischen zu vielen suchenden Seelen den Weg gefunden und ist ein Freund künstlerisch empfindsamer Menschen geworden. Auch unsere Zeit schafft und braucht Religion: Das ist die innere Leidenschaft des Buches. Aber der diesen Gefühlen Form gibt, ist ein Künstler von seltener Fülle der Sprache. So ist's ein köstliches und reiches Buch, und es bietet sich in einer sorgfältigen und gewählten Ausstattung, die aus dem Band Einheit von Form und Inhalt macht.

Urteile: Man fühlt, er mußte hinausprechen alles, was er erkannt, was ihn schmerzt und beglückt, ihn erhöht und niederdrückt, er mußte es niederschreiben zur Befreiung seiner eigenen Seele, und er schrieb es nieder in der Hoffnung und mit dem Wunsch, andere zu erfreuen, d. h. in ihnen den Glauben an die Zukunft zu wecken und zu stärken. Dieses Buch in seiner schönen Ausstattung ist eine kostbare Gabe.

(Die Lehrerin in Schule und Haus.)

Es war ein guter Gedanke des Herausgebers, die Perlen zu diesem schönen Schmuck zu vereinen. . . Geschenk für Geburtstag, Konfirmation, Verlobung, Trauung usw.

(Der Volkserzieher.)

. . . hätten wir mehr solcher Prediger, die Frage brauchte nicht aufgeworfen zu werden, ob wir Menschen der heutigen Kulturwelt des Pfarrers noch bedürfen.

(Berliner Tageblatt.)

Es ist ein erhebendes und innerlich stärkendes Buch, das uns der Verfasser geschenkt hat.

(Pädagogische Blätter für Lehrerbildung.)

Gott und Welt

von Lic. G. Traub. Fein gebunden 2.— Mk.

Der Dortmunder Pfarrer ist ein Vorkämpfer in den Auseinandersetzungen um die äußere und innere Freiheit der gläubigen Seele, die durch unsere Tage gehen. Er hat schon oft seinen Mann gestanden gegen die Ansprüche des starren Kirchentums. Aber der liberale Theologe und Kirchenpolitiker hat zugleich die Kraft eines religiösen Erweckers und Gestalters. Das ist der innere Sinn dieses Andachtsbuches. In der Freiheit wächst das religiöse Leben. Auch in den Mühen und Nöten unserer Tage waltet Gott, wirkt Gottes Kraft. Wir müssen nur den Willen haben, zu suchen und zu sehen. Im inneren Erleben des einzelnen, nicht im Dogma begreifen wir den Sinn des Daseins. Traub ist der Meister einer bewegten, anschaulichen und bildkräftigen Sprache; sein Buch wird nicht nur dem, der religiöse Erbauung sucht, sondern auch dem Liebhaber einer schönen Sprache zum Freund. Ein Buch für stille Stunden. Ein schönes Geschenkwerk.

Buchverlag der Hilfe, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Patria

Bücher für Kultur und Freiheit 1909.

Vornehm geb. 4.— Mk., dauerhaft kartoniert 3.— Mk.

Inhalts-Verzeichnis: Friedrich Naumann, Deutscher Geist (Vorwort). Fried Naumann, Von der Reichsmarinefahrt. R. Gaedke, Die englische Heeresreform. Georg Gothein, Die preussische Polenpolitik. Ernst Cahn, Die politische Bedeutung des Verhältnisswahlsystems. Eduard Platzhoff-Lejeune, Zwei schweizerische Volksrechte: Referendum und Initiative. Marie Baum, Die Frau in der Gewerbeaufsicht. Paul Haag, Von der Walze. Wilhelm Bouffet, Das Neue Testament und die vergleichende Religionswissenschaft. Erich Schlaikjer, Die Existenzbedingungen der modernen Bühne und der modernen Bühnenkunst. Paul Schubring, Das Ornament. Paul Ischorlich, Was ist moderne Musik? Ernst Jäckh, Friedrich Nietzsche und David Friedrich Strauß. Alexander von Gleichen-Rufwurm, Lenau und die Gegenwart. Hermann Hesse, Das Lied des Lebens (Novelle). Fritz Philippi, Der goldne Vogel (Eine Zuchthausgeschichte).

Urteile: Die wichtigsten Zeitfragen auf politischem, wissenschaftlichem und sozialem Gebiete finden hier in knappen, teilweise stilistisch meisterhaften Abhandlungen eine dem modernen Geiste gemäße Erörterung und Würdigung. Es erübrigt sich, hier auf einzelne Aufsätze einzugehen; die Namen der Verfasser (Naumann, Schlaikjer, Schubring, Hesse u. a.) bürgen schon für die Gediegenheit und Gedankenfülle des Inhalts.

(Die Rhein- und Ruhrzeitung.)

Die literarischen Darbietungen zeichnen sich sämtlich durch gediegenen Inhalt und flüssige Form aus.

(Nachener Allgemeine Zeitung.)

Wir wollen den schönen, stattlichen Band auch dieses wie die vergangenen Jahre unsern Lesern empfehlend nahebringen. — Die Patria ist ein eigen- und einzigartiges Unternehmen im deutschen Buchgewerbe . . . Die Patria hat sich einen festen Platz geschaffen, und das liegt daran, daß sie von vornherein nicht einseitig politisch oder gar in der Parteischablone auftrat, sondern neben das Politische Religion, Dichtung, Philosophie und Kunst stellte. . . . Wir konnten nicht mehr als ihren Inhalt angeben und kurz das Was und Wie andeuten. Das soll dem Leser genügen; er weiß nun, was er findet, und um was für eine Gesinnungsgemeinschaft es sich handelt. Nun ist's an ihm, sich die Sache näher anzusehen; er wird es nicht bereuen.

(Neckar-Zeitung, Heilbronn.)

Der Aufsatz „Von der Reichsmarinefahrt“ strahlt den nationalen Sinn Naumanns wieder einmal in der Helligkeit früherer Jahre aus und zeigt im übrigen die bekannte Fähigkeit Naumanns, Zahlen zu gruppieren, Ungeschautes zu vergeistigen und dann auch wieder Ungeschautes rein anschaulich wiederzugeben.

(Nationalliberale Korrespondenz.)

